



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 25/26 December 10, 1953

Köln: Bund-Verlag, December 10, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Weihnachts-
Doppelnummer

Sie haben die Kerzen angezündet und angelangen, die Choräle zu singen und die Glocken zu läuten. Aber wenn sie sich fragen, ob sie glücklich sind, dann schweigen sie still und schauen auf das Kind, das vor dem Lichterbaum steht und staunt, staunt, staunt... Man muß ein ganz kleines Kind sein, dann ist Weihnachten schön, denken sie, die Erwachsenen, und sie fühlen fast, wie arm sie selber sind. Nicht eigentlich, weil sie keine kleinen Kinder mehr sind, sondern weil sie an fast nichts mehr glauben. Sie glauben nicht mehr an das Christkind. Das göttliche Kind in der Krippe ist ihnen ein frommes Märchen und der liebe Gott eine Erfindung der Pastoren. Sie sind so klug, so erwachsen, so weise. So arm. Sie sind so arm geworden, daß sie das Fest der Liebe nur noch mit Geld feiern können. Was haben sie aus der Feier der Christgeburt gemacht?

In Armut wurde Christus geboren. Und ohne je Besitz zu haben, war er reich genug, der ganzen Welt zu schenken, was Menschenherzen je ersehnen konnten: Liebe, Frieden, Freiheit von Angst. Aber die Menschen wollen andere Dinge. Sie wollen Reichtum und Macht. Und dafür opfern sie Liebe, opfern sie Frieden. Und von da an sind Angst und Sorge ihre Schatten. Es folgen ihnen Angst und Sorge, wo immer sie auch gehen. Angst um die Existenz. Sorge um das Morgen. Sorge um den Ausgang politischer Entwicklungen. Angst vor der Ungewißheit der Zukunft. Sorgen sogar am Weihnachtstage; denn Weihnachten ist teuer geworden. Weihnachten heißt, Geschenke kaufen. Und Geschenke kosten Geld. Weihnachten ist das Fest der großen Geldausgaben. Weihnachten ist das Fest der finanziellen Sorgen. Wo bleibt da noch der Sinn der Heiligen Nacht?

Warum brauchen sie Geld, um das Fest der Liebe zu feiern? Weil sie die Liebe nicht mehr in sich haben. Weil sie in der Jagd nach dem Besitz, in der Angst um die Existenz keine Zeit mehr für die Liebe haben — und keinen Platz. Deshalb bleiben sie arm, so reich ihr Gabentisch auch sein mag. Wenn sie auch alle ihre Kerzen anzünden und die Choräle singen und die großen Glocken läuten — wenn sie die Liebe nicht haben, werden sie nie so glücklich sein wie das Kind vor dem Lichterbaum. Wie das Kind, das die Angst noch nicht kennt, aber die Freude. Das in dem Wunder der Liebe aufgeht, daß seine Augen das Leuchten seiner Seele widerleuchten. Weihnachten — Fest der Liebe, Fest des Friedens, Freiheit von Angst, Fest der Kinder. Und Christus sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein...“ Wer aber will denn noch wie ein Kind sein?



Mißverständener Ritter

„Wir möchten Ihnen im Namen vieler britischer Bürger für Ihre Ritterlichkeit danken“, schrieben sieben Mitglieder des Unterhauses in einem Dankschreiben an den farbigen Lehrer Warren Kidd. Er hatte Königin Elisabeth II. seine Leinenjacke vor die Füße geworfen, als sie bei ihrem Besuch auf Jamaika eine Pfütze zu überqueren hatte. Warren Kidds gute Absichten wurden zuerst mißverstanden, und man untersuchte ihn auf seinen Geisteszustand. Auf Fragen von Zeitungsreportern erklärte er, er habe es Sir Walter Raleigh nachtun wollen, der der ersten Elisabeth den gleichen Kavaliersdienst erwiesen hatte.

Europäische Schule

Für die Kinder der Beamten der Montanbehörde in Luxemburg gibt es jetzt eine eigene Schule. Je ein belgischer, französischer, holländischer, italienischer und deutscher Lehrer unterrichten 15 kleine Holländer, 21 Deutsche, vier Italiener und 38 Belgier.

Trostpreis für die Mutter

Den ersten Preis bei einem Wettbewerb im Kuchenbacken gewann der 27 Jahre alte Colin Tunbridge in einem Vorort Londons. Seine Frau erhielt nur den dritten Preis, und seine Mutter mußte sich mit einem Trostpreis begnügen.



Ganz vergessen

Das französische Erziehungsministerium entdeckte bei einer Bestandsaufnahme seiner Gebäude und Grundstücke, daß ein im Kriege erworbenes Gut völlig vergessen worden war. Da sich niemand darum gekümmert hatte, war ein Feldhüter mit seiner Familie, der eine Möglichkeit sah, Mietkosten zu sparen, in aller Stille dort eingezogen. — Das Gut soll nun zu einer Sportschule ausgebaut werden.

An den Nagel gehängt

Der Amerikaner Arthur Kull hängte seinen Lehrerberuf an den Nagel und wurde Lastwagenfahrer. Kull verdiente als Lehrer in der Woche 85 Dollar. Als Chauffeur bringt er in der gleichen Zeit 137,50 Dollar nach Hause und braucht sich außerdem nicht mit widerborstigen Jungen zu plagen.

Figaro

„Hier kostet ein Haarschnitt nur 150 Lire“, kündigte auf seinem Schaufenster ein Barbier in Brindisi groß an, um seinen verhassten Konkurrenten auf der gegenüberliegenden Straßenseite herauszufordern. Dieser nahm den Kampf auf, und bald prangte in seiner Auslage eine Riesentafel: „Bei mir wird Ihnen das Haar für nur 100 Lire geschnitten!“ Das ließ den ersteren natürlich nicht ruhen, und nach einiger Zeit schon hängte er ein großes Schild an seine Tür: „Lassen Sie sich hier Ihr Haar wieder pflegen, das Ihnen für 100 Lire geschnitten wurde!“



AUFWÄRTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferleidruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

In der Krise:

Kluft zwischen Führung und Jugend

Bei der Jugend kann es keine Initiative mehr geben, weil die Organisationen selbst alle Möglichkeiten einengen

In den letzten Wochen wurden kritische Stimmen gegen die Arbeit der Jugendverbände laut. Im Bundestag sprach Dr. Dehler vom „Bundesjugend-Funktionär“, und nach der neunten Vollversammlung des Bundesjugendringes in Hamburg wurde auch in der ersten Presse kritisch Stellung zur Arbeit des Bundesjugendringes und der Jugendverbände genommen.

Gegen Dr. Dehlers harte Worte protestierte man aus Kreisen der Jugendverbände. Es war eine brutale Formulierung und darum schmerzhaft. Hätte er es anders gesagt, dann wäre er wahrscheinlich besser verstanden worden, und man wäre auf den Kern der Sache gekommen.

Es geht um den Inhalt, Sinn und Zweck der Jugendarbeit überhaupt. Es geht um Richtigkeit und Wirkung. Diese Überlegungen haben auch schon in Kreisen verantwortlicher Jugendfunktionäre breiten Raum gewonnen. Nicht in der Spitze selbst, denn sonst hätte der Vorsitzende des Bundesjugendringes, Arnold Dannemann, auf der Tagung der Arbeitgeberverbände nicht soviel Irrtum von sich geben können.

Einiges an der Jugendarbeit ist nicht mehr gut und nicht mehr richtig. Darüber sind sich einige in der Jugendarbeit an verantwortlicher Stelle Stennde klar. Es handelt sich um Leute aus allen großen Jugendverbänden. Seit über einem Jahr sind sie im Gespräch, und zu Anfang des Jahres 1954 wollen sie zu festen Formulierungen kommen. Auch der Unterzeichnete gehört zu diesem kleinen Kreis, der ohne Auftrag nur aus der Verantwortung und Sorge heraus handelt.

Es geht doch, kurz angedeutet, um folgendes: Wer seit 1945 in der Jugendarbeit steht und die Hand am Puls des wirklichen, realen Lebens hält, der muß heute zu der Erkenntnis gekommen sein, daß die Jugendarbeit im Ganzen gesehen in einer Krise steckt, daß sie irgendwie im luftleeren Raum hängt, auf ein falsches Gleis geraten ist.

Es geht doch darum, daß fast alle echte Bewegung verlorengegangen ist. Jugend wird heute betreut und verwaltet. Jugendarbeit erfolgt nach Anweisungen, Richtlinien und Leitsätzen.

Es geht doch darum, daß es bei der Jugend kaum noch Initiative gibt. Nicht geben kann, weil die Organisationen selbst alle Möglichkeiten einengen. Weil die Zentrale Mittelpunkt geworden ist anstatt die Jugend selbst. Jugendlieben wird von oben gestaltet anstatt von unten.

Es ist doch fast so, daß zwischen Jugendführung und Jugend selbst eine breite Kluft vorhanden ist. Daß es fast zwei verschiedene Welten sind. Die unten ganz anders ist, als man sie oben sieht. Über

die es keine Brücke geben wird, wenn die Jugendführungen nicht in die Tiefe gehen.

Viele Probleme sind in dieser Frage enthalten. Sie beginnen damit, daß auch der junge Mensch von heute ein anderer ist als der vor zwanzig Jahren. Das muß jeder verantwortliche Jugendführer wissen, sonst ist er fehl am Platze. Nur aus dieser grundlegenden Erkenntnis lassen sich die Mittel und Wege finden, die wieder Jugendarbeit echt machen.

Es ist unmöglich, hier alle Probleme aufzuzählen und aufzuzeigen, die in dieser Frage eine Rolle spielen.

Die Frage ist akut. Es wäre unverantwortlich von den Jugendverbänden, weiter die Augen vor den neuen Problemen zu verschließen. Sie müssen klar sehen, daß die Jugendarbeit erstarrt ist. Daß sie festgefahren ist und sich im Kreise dreht.

Die Frage ist akut. Die Führungen der Jugendverbände (es betrifft fast alle)

mögen sich nicht in Illusionen ergehen. Vieles von dem, was sie im guten Glauben tun und dem sie Wichtigkeit und Bedeutung zumessen, kommt unten nicht mehr an. Denn neue Zeiten erfordern neue Mittel. Um diese zu finden, muß man in der Jugend stehen und nicht einige Etagen höher. Am grünen Tisch, auf Sitzungen und Konferenzen findet man nicht die Lösungen.

Das Problem muß studiert werden, doch dazu braucht man Zeit. Diese müssen die Verantwortlichen der Jugendarbeit sich jetzt nehmen. Jedes Hinauszögern oder Hinausschieben bedeutet Schaden für die gesamte Jugendarbeit.

Es ist an der Zeit, das Problem anzupacken. Dies sollte für alle Jugendverbände die Aufgabe für das Jahr 1954 sein. Damit die Jugendarbeit wieder in Fluß, in Bewegung kommt. Mit den Mitteln und dem geistigen Gehalt, die dieser Zeit entsprechen.

Hans Treppe

An alle Leser

AUFWÄRTS im neuen Jahr teurer

Liebe Kollegin, lieber Kollege,

mit dieser Weihnachtsnummer erscheint unsere Zeitschrift in diesem Jahr zum letztenmal. Dieses Jahr war das sechste des AUFWÄRTS. In diesen sechs Jahren sind wir immer sehr glücklich gewesen, wenn wir feststellen konnten, daß wir die „Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ nicht nur im Sinne einer offiziellen Bezeichnung waren, sondern auch im Sinne der Interessen und Sorgen der jungen Gewerkschafter. Wir danken Euch deshalb für Eure Briefe, für Eure Kritiken, für Eure Anregungen. So war es uns immer möglich, zu erfahren, wo Euch der Schuh drückte und was Euch auf dem Herzen lag. Nun aber ist es einmal umgekehrt: Diesmal liegt dem AUFWÄRTS etwas auf dem Herzen, und uns drückt der Schuh.

Wir haben Euch in diesen sechs Jahren den AUFWÄRTS erst für zehn, dann für fünfzehn Pfennig liefern können. Das hätten wir bei unserem Umfang, bei unserem Format und unserer Gestaltung nie gekonnt, wenn wir nicht von der Hauptabteilung Jugend des DGB — und zwar aus Etatmitteln für die Jugendarbeit — einen wesentlichen Zuschuß bekommen hätten. Am 16. und 17. Oktober hat der Bundesjugendausschuß des DGB im Hans-Böckler-Haus in Hirschbrunn nach Darlegungen des Bund-Verlages beschlossen, den AUFWÄRTS-Preis um zehn Pfennig

je Heft zu erhöhen. Der Bundesvorstand des DGB konnte sich den Sorgen des Bundesjugendausschusses und des Bund-Verlages nicht verschließen. Sie einigten sich jedoch auf einen Verkaufspreis von nur zwanzig Pfennig.

Jede wichtige Jugendorganisation hat ja ihre eigene Jugendzeitung. Die katholische Jugend zum Beispiel „Die Wacht“, die evangelische Jugend „Die junge Stimme“, die Falken „Du und ich“. Der Verkaufspreis dieser Zeitungen liegt zwischen 20 und 30 Pfennig.

Die vielen tausend jungen Mitglieder dieser Jugendverbände bringen auch ein persönliches Opfer — wenn man es so nennen will —, wenn sie neben ihrem Mitgliedsbeitrag noch ihre Zeitung bezahlen.

Wir hoffen, daß Ihr Verständnis für diese geringfügige Erhöhung von fünf Pfennig je Heft habt. Um weitere Kosten zu ersparen, wäre es vielleicht zweckmäßig, ein Vierteljahresabonnement zu beziehen. Ihr kennt ja die Preisvergünstigung auf längere Zeit.

Wir wünschen Euch nun ein schönes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr, und wenn Ihr Silvester feiert, dann trinkt auch ein Glas auf unsere Zusammenarbeit 1954.

Deutscher Gewerkschaftsbund
— Der Bundesvorstand —
Hauptabteilung Jugend



Sie, Weihnachten 1486.



Er, Weihnachten 1953.

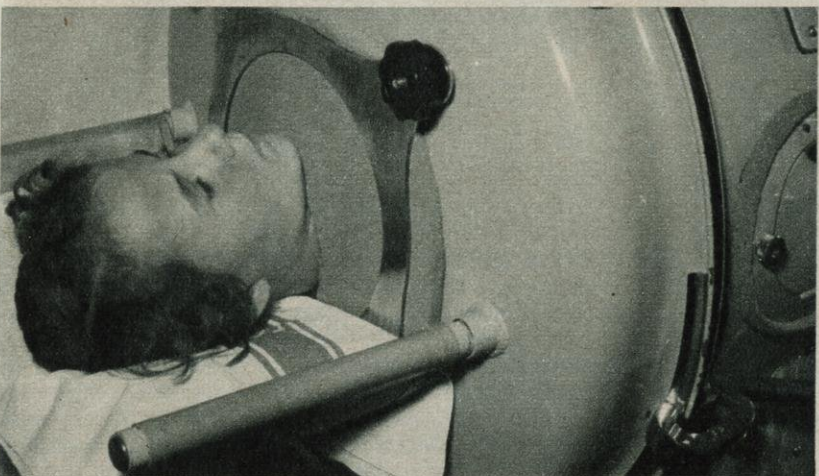


Klein-Barbara ist schon längst zwei Jahre alt und liegt noch immer im Bettchen. Sie kann nicht gehen. Es ist eine Frage, ob sie überhaupt einmal gehen kann. „Kinderlähmung“, sagten die Ärzte. Noch weiß Barbara nichts von ihrem Leid.



Schattenkinder

Die Kinderlähmung, Geißel der Zeit, kennt kein Erbarmen mit uns



Renate weiß schon ganz genau, was mit ihr los ist. Und sie weiß auch: Ein halbes Jahr liege ich schon in der Eisernen Lunge (oben). Vielleicht werde ich mein Leben lang so liegen. Bei dieser heimtückischen Krankheit kann niemand sagen, wann die Kunst der Ärzte siegen wird. Nur wenn ein gewisser Punkt überwunden ist, können die Ärzte den Heilungsprozeß durch gut durchdachte Gehkorsette unterstützen (Bild rechts).



Elisabeth (rechts) erhielt ihr allergrößtes Weihnachtsgeschenk. Der Arzt sagte ihr: „Heute können wir es vielleicht einmal draußen versuchen.“ In der milden Dezember-Sonne machte Elisabeth ihre ersten Gehversuche. Viele Kinder aber (und auch Erwachsene) werden zu Weihnachten immer noch im Bett oder in der Eisernen Lunge liegen. Die Kinderlähmung, die Geißel unserer Zeit, kennt kein Erbarmen. Vielleicht könnte man ihr beikommen, wenn man zu ihrer Bekämpfung so viel Geld ausgeben würde, wie man für die andere Geißel — den Krieg — ausgibt. Fotos: Hoffmann

Das alte und das neue Gesetz

Die Gewerkschaften fordern von der neuen Bundesregierung mit Nachdruck ein neues, besseres Jugendarbeitsschutzgesetz. Mit Recht: Das alte Gesetz hat viele Mängel.

Andererseits wird das alte Gesetz in vielen Fällen tagtäglich überschritten, oder seine Möglichkeiten werden nicht voll ausgenutzt. Der „Aufwärts“ bringt heute wieder eine Anzahl von Beispielen, wie heute noch immer mit der jugendlichen Arbeitskraft umgegangen wird. An jeder Kollegin und an jedem Kollegen, auch an dir, liegt es, ob endlich die Bestimmungen des derzeitigen Jugendschutzgesetzes eingehalten werden. Haltet die Augen offen! Dann können wir mit noch größerem Nachdruck ein besseres Gesetz fordern.

Die Bäcker muß man leider wieder vorwegnehmen. Von rund 24 000 ermittelten Zuwiderhandlungen gegen die Arbeitsschutzvorschriften kommt fast ein Fünftel auf das Konto der Bäcker. Das ist hier immer wieder die alte Leier: Übertretung des Nachtbackverbotes, Sonntagsarbeit, Überschreitung der zulässigen Arbeitszeit usw. Wie überall, wo es um den Schutz der jugendlichen Arbeitskraft geht, wird auch hier nicht genügend durchgegriffen. Ein Bäcker, der seinen 16jährigen Lehrling wochenlang jede Nacht beschäftigte, kam mit 80 Mark Geldstrafe davon. Ein ähnlicher Fall wurde mit 30 Mark geahndet.

Im selben Bezirk sind unter jenen Betrieben, die den Ladenschluß nicht einhalten, die Einzelhändler mit 82 v. H. vertreten. Es gibt kaum ein Einzelhandelsgeschäft, das nicht gegen dieses Gebot verstößt. Und auch an sämtlichen

anderen Sünden und Unterlassungen gegen die jugendliche Arbeitskraft ist der Einzelhandel hoch beteiligt. Was die Dauer der Arbeitszeit und die Bestimmungen über die Pausen usw. anbetrifft, so treiben es in diesen beiden Punkten die Einzelhändler noch schlimmer als die Bäcker. Ansonsten können sich diese beiden Innungen getrost die Hand reichen: Von rund 24 000 ermittelten Zuwiderhandlungen gegen die Arbeitsvorschriften kommt fast ein Fünftel auf das Konto des Einzelhandels. (Genau gesagt: dieser hat noch neun Fälle mehr aufzuweisen als die Bäckereien.) In einem Fall war ein 16jähriges Mädchen in einem Milchgeschäft monatelang von 7 Uhr bis 20 Uhr tätig. Hunderte Menschen müssen das tagtäglich gesehen haben, und auch der Polizei kann das nicht verborgen geblieben sein. Aber niemand schritt ein. Ein weiterer dunkler Punkt auf dem Gebiet des Jugendarbeitsschutzes ist das Bekleidungs-

gewerbe. Wenn es auch hier um ein Vielfaches besser aussieht als bei den Einzelhändlern und den Bäckern, so sind doch die dortigen Gepflogenheiten ebenfalls ein Schandfleck für die soziale Ordnung unserer Zeit. An der Spitze der Vergehen stehen hier Verstöße gegen die Bestimmungen über die Höchstarbeitszeit und die Pausen. Die tatsächlichen Verhältnisse wird niemand klären können, da sich in diesem Gewerbe sehr viele (auch jugendliche) Heimarbeiter befinden.

Auch in deiner Umgebung wird täglich gegen die Vorschriften des Jugendarbeitsschutzes verstoßen. Du siehst es. Du forderst ein neues Gesetz. Kümmerst du dich auch darum, ob zunächst die Bestimmungen des alten Gesetzes eingehalten werden? Sonst nutzt uns das neue Gesetz auch nichts.

Heinz Stuckmann

Ich war auf Streifenfahrt

Unser Berichterstatter war in Frankfurt mit dem Streifenwagen unterwegs. Was er erlebte, erzählt unser Bericht.

Es ist Nacht von Samstag auf den Sonntag. In den regennassen Straßen spiegelt sich das Licht der Neonreklamen. Nur wenige nächtliche Passanten eilen durch die Straßen, um sich vor der Unbill der Witterung in Sicherheit zu bringen. Aber dieser friedliche Schein trügt. Man merkt es, wenn man an Lokalen vorbeifährt. Musikketzen dringen an unser Ohr. Langsam fährt unser Streifenwagen über die Untermainbrücke in den Stadtteil Sachsenhausen. Die Streife besteht aus Mitgliedern der weiblichen Kriminalpolizei sowie Fürsorgern und Fürsorgerinnen des Jugendamtes der Stadt Frankfurt am Main. Sinn und Zweck der Streifenfahrt ist, in der heutigen Nacht die Befolgung der Bestimmungen des Gesetzes zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit durch Aufsuchen von Gaststätten und öffentlichen Tanzveranstaltungen zu überwachen.

In Sachsenhausen sind es vier Lokale, denen wir einen Besuch abstatten wollen.

Hall

Wir betreten den Vorraum zu einem größeren Saal, in dem eine öffentliche Tanzveranstaltung stattfindet. Der Mann an der Kasse fordert uns geschäftsmäßig auf, eine Eintrittskarte zu erwerben und dann erst den Saal zu betreten. Eine Beamtin der weiblichen Kripo weist uns aus. Die Reaktion ist sehr plötzlich, denn im selben Augenblick hat sich der geschäftstüchtige Kassierer in ganzer Länge in die Höhe geschraubt und versperst mit ausgebreiteten Armen den Eingang. „Halt! Mehr als zwei Personen dürfen den Saal nicht betreten. Das ist ja der reinste Überfall!“ Er wird belehrt, daß das Gesetz keineswegs von nur zwei Personen spricht, sondern daß er es schon den zuständigen Stellen überlassen muß, aus wieviel Personen die Streifen zusammengesetzt werden. Darüber hinaus müßte ihm aber bekannt sein, daß die Überprüfung der Gaststätten und Lokale wie auch der Tanzvergnügen so unauffällig wie nur möglich erfolgt.

Leider gehörte dieser „nette“ Herr zu denjenigen, die anscheinend für gesetzliche Maßnahmen nicht sehr viel übrig haben. „Ich werde mich morgen an die entsprechende Stelle wenden“, versichert er in ziemlicher Lautstärke.

Dabei war die Sache wirklich gar nicht so ernst zu nehmen, denn die Beamtinnen und Beamten trugen Zivil, und es konnte sich ebensogut um sogenannte „Harmlose“ handeln, die lediglich einmal in den Saal sehen wollten.

Trotzdem „lohnte“ es sich. Ein männlicher Jugendliche unter achtzehn Jahren sowie ein Mädchen unter sechzehn Jahren mußten sich dazu bequemen, ihre Personalien feststellen zu lassen, damit das Jugendamt sich mit den Erziehungsberechtigten in Verbindung setzen konnte.

Nachdem wir in Sachsenhausen die einzelnen Lokale und Tanzvergnügen besucht hatten, führte uns unser Weg in die Altstadt von Frankfurt am Main. Vor einer Gaststätte, die schon mehr Anspruch auf die Bezeichnung „Bums“ erheben kann, stand eine Menschenmenge, die erregt diskutierte. Einige Schritte vom Lokal entfernt hatte der Überfallwägen der Schutzpolizei geparkt. „Die Kollegen der anderen Fakultät“, meinte einer der Kripobeamten. „In dem Dings ist aber auch bald jede Nacht etwas los!“

Aber für Schlägereien interessierten wir uns in dieser Nacht nicht.

Systematisch wurden die auf dem Streifenzettel vorgesehenen Lokale noch durchgekämmt, und nachdem unsere Fahrt uns abschließend nach Bornheim geführt hatte, zogen wir das Fazit: In rund einem Dutzend der besuchten Lokale, Gaststätten und Tanzvergnügen fanden wir immerhin sechs weibliche und zwei männliche Jugendliche, die schon lange ins Bett gehört hätten, aber nicht dorthin, wo wir ihnen begegneten.

Es war wenig los

Eine Beamtin der Kripo meinte nach Beendigung unserer Streifenfahrt: „Na, heute nacht sind Sie nicht so sehr auf Ihre Kosten gekommen, es war wenig los.“ Diese Bemerkung war nur im Scherz gemeint, und auch die Beamten der Kriminalpolizei wie des Jugendamtes sind recht erfreut darüber, daß bei den gegenwärtigen Streifen „nicht mehr so viel los ist“, wie es noch vor Jahresfrist der Fall war. So wurde mir berichtet, daß in einem der überprüften Lokale noch vor einem Jahr durchschnittlich acht Verstöße gegen das Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit festgestellt wurden. Heute nacht waren es „nur“ zwei.

Nach Abschluß der Streifenfahrt unterhielt ich mich noch etwas über den Sinn und Zweck dieser Überprüfungen und über das Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit. Die Streifen sind zu unterteilen, und zwar sind Orte zu überprüfen, an denen den Jugendlichen sittliche Gefahr oder Verwahrlosung droht, wie beispielsweise Bars, Anlegen, Kasernen u. a. Zum anderen ist die Verabfolgung und der Genuß alkoholischer Getränke bei Aufenthalt in den Gaststätten zu beobachten sowie der Besuch öffentlicher Tanzveranstaltungen zu überwachen, und letzten Endes werden noch die Überprüfungen von Filmvorstellungen durchgeführt.

Was geschieht?

In dem Bericht des Jugendamtes vom 15. März 1953 werden einige statistische Angaben für die Zeit vom 1. April 1952 bis 31. Dezember 1952 gemacht. So wurden gemäß § 1 des Gesetzes zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit zehn Streifen durchgeführt, Gaststätten und Tanzveranstaltungen erlebten 27 Streifen. Insgesamt wurden in diesen beiden Sachgebieten 305 Lokale überprüft. Hierzu kamen noch 43 Streifen in Filmvorstellungen und 298 kontrollierte Filmvorstellungen.

Es ist interessant, die Statistik einmal auszuwerten bezüglich der Zahl der betroffenen Kinder und Jugendlichen an Orten sittlicher Gefahr und in Lokalen. So waren es in dem vorgenannten Zeitraum 22 männliche Jugendliche unter 16 Jahren und 73 männliche Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren. An weiblichen Jugendlichen wurden unter 16 Jahren 43 an Orten sittlicher Gefahr und in Lokalen angetroffen, und im Alter von 16 bis 18 Jahren 166. Es ist also be-

merkenswert, daß Mädchen viel mehr Drang zum sogenannten „Leben“ oder zu dem zweifelhaften Genuß, den sie „oben als „Leben ansehen“, haben.

Anders wird es bei den Lichtspieltheatern. Hier dominiert die männliche Jugend, und es kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß nicht zuletzt Kriminalreißer und Wildwestfilme die Ursache sind. So wurden z. B. auch wieder in der Zeit vom 1. April bis 31. Dezember 1952 an Kindern unter sechs Jahren in Lichtspieltheatern ein Junge und drei Mädchen angetroffen. Man muß sich, wenn man diese Feststellung betrachtet, unwillkürlich fragen, ob die Erziehungsberechtigten überhaupt noch einen Funken von Verantwortungsgefühl ihren Kindern gegenüber haben, denn sonst könnte es schlechthin unmöglich sein, daß vier Kinder unter sechs Jahren ohne Begleitung in Lichtspielhäusern anzutreffen waren. Im Alter von sechs bis zehn Jahren wurden 24 Jungen und neun Mädchen in Lichtspielhäusern angetroffen, im Alter von zehn bis sechzehn Jahren 201 Jungen und 111 Mädchen.

Die Gesamtzahl der betroffenen Kinder und Jugendlichen beträgt an Orten sittlicher Gefahr und in Lokalen sowie in Lichtspieltheatern immerhin 653.

Der Laie fragt nun: Was geschieht, wenn Verstöße gegen das Gesetz zum Schutz der Jugend festgestellt werden? Grundsätzlich findet in allen Fällen mit den Kindern und Jugendlichen bzw. den Erziehungsberechtigten eine Aussprache von seiten des Jugendamtes statt. Bei den 653 Betroffenen wurde in 86 Fällen eine freiwillige Schutzauufsicht übernommen. Weiter mußten, da bereits allgemein erkennbar geordnete Gefährdungsercheinungen auftraten, in vier Fällen Schutzauufsichtsantrag von Amts wegen eingeleitet werden und zehn Fürsorgeerziehungsanträge. Eine Weisung wurde durch den Jugendrichter beantragt. Aber auch gegen unbeherrschbare Erziehungsberechtigte waren zwei Strafanträge gemäß Paragraph 14 des Jugendschutzgesetzes notwendig, und ein Antrag fand in der Zwischenzeit auch bereits seine Vollendung durch Verhängung einer Geldstrafe. Darüber hinaus mußten 44 Gewerbetreibende durch das Jugendamt schriftlich wegen Verstößen gegen das Gesetz verwahrt werden. In zwei Fällen waren ebenfalls Strafanträge notwendig.

Ein besonderes Kapitel

Aber mit dem bisher Aufgezeigten sind die Arbeiten des Fürsorgeamtes noch nicht beendet. Allein in Frankfurt übte das Jugendamt im Haushaltjahr 1952/53 5054 formlose Schutzauufsichten über Kinder und Jugendliche aus. Zu dieser Zahl kommen noch 782 gerichtlich angeordnete Schutzauufsichten. 450 erziehungsgefährdete Minderjährige mußten im letzten Rechnungsjahr im Einvernehmen mit dem Erziehungsberechtigten untergebracht werden. Auch hierzu kommen noch 85 weitere auf Grund eines Beschlusses im Sinne der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Ein besonderes Kapitel sind der Schutz und die Fürsorge für die heimatische Jugend. Allein im vergangenen Jahr wurden vom Jugendamt 6018 männliche und 973 weibliche heimatslose und heimatzugewandene Jugendliche betreut. Von diesen kam rund ein Drittel aus der Ostzone.

Darüber hinaus haben in der Städtischen Jugendbleibe inzwischen 2850 männliche Jugendliche bei insgesamt 19 439 Übernachtungen vorübergehend Obdach und Unterkunft gefunden. Es ist eine dankbare Aufgabe, die sich die Bediensteten des Städtischen Jugendamtes gestellt haben, denn gibt es eine wertvollere und schönere Aufgabe als die, Kindern und Jugendlichen zu helfen? Trotz allem ist die Aufgabe der mit der Erziehung Beauftragten nicht gerade leicht und angenehm, denn wie oft stoßen sie auf den Unverstand von Eltern, Erziehungsberechtigten und Gewerbetreibenden. Der Widerstand der Jugendlichen gegen ihre Maßnahmen ist natürlich nicht sehr groß, und in einer ruhigen Plauderstunde sehen sie meist ihre falsche Handlungsweise ein. Desto wertvoller wäre es, wenn manche Eltern und manche Erziehungsberechtigten sich nicht nur auf die resignierende Feststellung beschränken würden, daß sie eine kinderreiche Familie zu erziehen haben, sondern daß die Verantwortung dem Kind und Jugendlichen gegenüber in entscheidender mehr besteht als nur in der Sorge für die tägliche Ernährung. WKL

BÜCHER

Herbert Rittlinger: „Fallboot stößt vor.“ — 165 Seiten, 11 Tafelbilder, 18 Zeichnungen, Halbleinen DM 5,50. Eberhard Brockhaus Verlag, Wiesbaden.

Diese neue Ausgabe ist die sechste Auflage des unbeschriebenen, oft lustigen, oft ein wenig gruseligen Reiseberichtes von der Fallbootfahrt des jungen Herbert Rittlinger auf der Bistritz und dem Euphrat. Alle Abenteuer, die er im Karpatenland und im wilden Kurdistan erlebt, sind am Ende heiter. „Wie wird man Weltreisender“ heißt eins der Kapitel dieses Buches, das nicht von Globetrotterei spricht, sondern zeigt, wie man mit wenig Geld, aber mit einem aufgeschlossenen Gemüt ferne Länder wirklich erleben und fremde Menschen verstehen kann.

Haroun Taziefi: „Das Abenteuer in der Höhle von Pierre St.-Martin.“ — 155 Seiten, 23 Tafelbilder, 1 Höllezeichnung, Halbleinen DM 5,50. Eberhard Brockhaus Verlag, Wiesbaden.

Dies ist der Bericht der französischen Höhlenforscher, die im letzten Jahr und auch jetzt vor wenigen Wochen beim Pierre Saint-Martin in den Pyrenäen in große unterirdische Höhlen vordrangen und deren abenteuerliches Schicksal durch die Zeitungen der ganzen Welt gegangen ist. Haroun Taziefi ist bei den Absteigern selber dabei gewesen. Sein Bericht, der die Abenteuer der Männer noch einmal schildert, hilft im wesentlichen, die Menschen verstehen, die sich mit all ihrem Können und mit großen Leistungen der Höhlenforschung widmen. Dabei erzählt der junge Leser so ganz nebenbei, was der Sinn der Höhlenforschung ist und welchen Zwecken sie im heutigen Leben dient.



Unter den alten Oliven steht ein altes Boot. Hier treffen sich abends die jungen Paare von Calvi. Hier schmieden sie ihre Zukunftspläne und bauen ihre Luftschlösser. Bis sie dann eines Tages den Weg zum Platz von Calvi gehen, um zu heiraten, und schließlich statt Luftschlösser ein Fischerboot bauen, um Thunfisch und Sardellen zu fangen. Denn davon lebt man in Calvi schon seit Jahrhunderten. Unter den Oliven hat auch Renato mit Gina gegessen und ihr beschrieben, wie sein Boot aussehen würde. Aber dann kam alles anders.

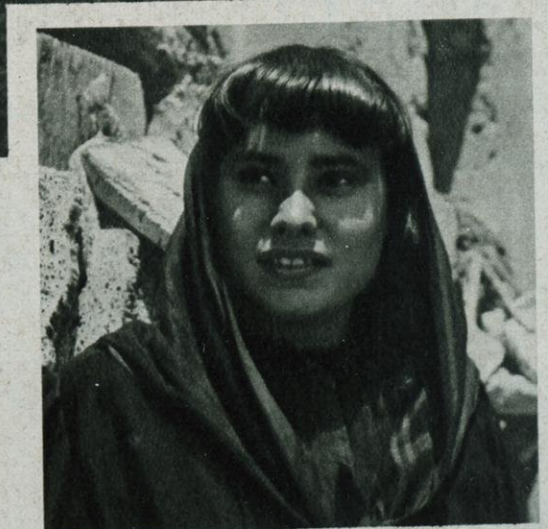
Zwischen Frankreich und Italien liegt Korsika, die Felseninsel im Mittelmeer. Die buchtenreiche Westküste mit ihrem Granitgebirge war die romantische Kulisse bei der Geburt Napoleon Bonapartes. Die Landschaft auf Korsika ist wild, und das Gebirge um den zweltausendsechshundert Meter hohen Monte Cinto ist oftmals Zeuge einer grausamen Vendetta, einer Blutrache, gewesen. Hundertfünfzig Kilometer nördlich von der Geburtsstadt Napoleons, Ajaccio, liegt der kleine Hafen Calvi. Es ist ein altes Fischerstädtchen. Die gleichen Familien wohnen seit Generationen in denselben Häusern. Die Möbel, die Kleider und die Berufe vererben sich immer wieder von den Eltern auf die Kinder. Und auch die Feindschaften zwischen den Familien. Es gibt zwar keine Blutrache mehr. Dennoch werden sich Renato und Gina nicht wiedersehen dürfen. Wir erzählen, warum...



Auf dem Marktplatz von Calvi begegnet Renato eines Morgens seiner Gina. Aber sie bleibt nicht stehen, um ein paar Minuten mit ihm zu plaudern wie sonst. Sie geht einfach an ihm vorbei. „Gina!“ ruft Renato, „warum bleibst du nicht stehen? Was ist los?“ Nach ein paar Schritten dreht Gina sich doch um. „Nichts“, sagt sie, „nur...“ Wir werden uns nicht mehr sehen. Es ist alles aus.“ Renato steht sprachlos. „Aber das ist doch unmöglich!“ — „Doch“, sagt Gina, „mein Vater verlangt es so.“ Und dann läßt sie Renato stehen. Es hat sich nichts geändert in Calvi. Der Vater spricht, und was er sagt, hat die Tochter Gina zu befolgen.



Als es in Calvi Abend wurde, wartete Renato wie sonst beim alten Fischerboot unter den Oliven. Aber Gina kam nicht. Renato ging in die Stadt zurück und schlich um das Haus herum, in dem Gina mit ihrer Familie wohnte. Es hat keine Fenster nach Süden, denn die Sonne brennt im Mittelmeer Tag für Tag erbarmungslos von einem wolkenlosen Himmel. Gina stand auf der obersten Stufe der steinernen Treppe hinter dem Haus, und Renato wartete an der Mauer gegenüber. Die Schatten der Abendsonne wurden länger und länger, aber keiner der beiden sprach ein Wort. Gina konnte nicht zu Renato kommen. Ihr Vater hatte sein Nein gesprochen. Aus der Zeit der Vendetta, der Blutrache, bestand noch eine Feindschaft zwischen Ginas und Renatos Familien. Zwar dachte niemand mehr daran, einem Mitglied der anderen Familie ein Messer zwischen die Rippen zu stoßen. Aber noch die Großväter hatten einander die Fischernetze zerschnitten. Und Ginas Vater hatte nie vergessen, daß Renatos Vater einmal mit seinen Freunden nach einer wilden Kindtauffeier in sein Feld eingebrochen war und die Sträucher ausgerissen hatte. Die Vendetta, ist längst tot. Niemand trachtet mehr dem andern nach dem Leben. Aber es sind immer noch die gleichen Familien, und alles ist in diesen gleichen Familien weitervererbt worden: die Häuser, die Berufe, die Feindschaften, und alles ist die unbedingte Herrschaft des väterlichen Wortes geblieben. Und wenn auch Ginas Vor allen Dingen aber ist die unbedingte Herrschaft des väterlichen Wortes geblieben. Und wenn auch Ginas Augen noch so traurig sind, sie wird sich darin fügen müssen. Und vielleicht werden Ginas Kinder einmal den Sprößlingen Renatos den Schmerz heimzahlen, den Renato ihrer Mutter in jungen Jahren zugefügt hat.



Fotos: Meywald, Paris

Auf Korsika gibt es keine Blutrache mehr

Zum Thema Weihnachtsgratifikation

Gleichberechtigung verlangt, daß innerhalb der Gruppen, Arbeitnehmer an der Weihnachtsgratifikation in gleichem Maße teilnehmen

In diesen Wochen vor Jahresschluß wird — wie in jedem Jahr um die gleiche Zeit — die Weihnachtsgratifikation und besonders ihre steuerliche Behandlung zu einem Hauptpunkt des Interesses der Arbeitnehmer und der Öffentlichkeit.

Man sprach früher gern von der Weihnachtsgratifikation als einer Treueprämie. Dieser Begriff erinnert sehr an das in manchen Zeiten zum materiellen Nachteil der Arbeitnehmer überbetonte, sich aus dem Arbeitsvertrag ergebende Treueverhältnis und legt den Gedanken nahe, im Hintergrund dieser Überlegungen habe noch die Erwägung gestanden, die Weihnachtsgratifikation sei eine Schenkung des Arbeitgebers aus besonderem Anlaß an besonders ausgewählte Arbeitnehmer. Die neuere Rechtsprechung (Urteil des LAG Frankfurt a. M. vom 14. Juli 1953) stellt demgegenüber ausdrücklich fest, daß die Weihnachtsgratifikation keine Schenkung ist, sondern Gegenleistung, und zwar zusätzliche Gegenleistung, neben Lohn oder Gehalt, Entgelt für geleistete Arbeit.

Der Charakter der Weihnachtsgratifikation als echter zusätzlicher Gegenleistung ist aber bis jetzt in der Rechtsordnung und Rechtsprechung unvollkommen ausgeprägt, sonst müßte jeder Betrieb zu Weihnachten eine Weihnachtsgratifikation auswerfen. Eine derartige Verpflichtung besteht aber nicht. Es ist dem Arbeitgeber grundsätzlich freigestellt, ob er eine Weihnachtsgratifikation zahlen will oder nicht. Hat er allerdings mehrfach hintereinander eine Gratifikation gewährt, so ist allgemein ein Rechtsanspruch auf diese Gratifikation entstanden, und sie ist Bestandteil des einzelnen

Arbeitsvertrages geworden. Dabei ist es noch nicht einmal notwendig, daß die Gratifikation jeweils durch Betriebsvereinbarung, besondere Mitteilung oder Anschlag im Betrieb gewährt wird. Es genügt die sich über mehrere Jahre erstreckende Übung der tatsächlichen Leistung einer Weihnachtsgratifikation. Wird allerdings eine Weihnachtsgratifikation unter dem Vorbehalt der Einmaligkeit oder der Nichtentstehung eines Rechtsanspruches mehrere Male hintereinander gewährt, so entscheiden die Gerichte in nahezu allen Fällen, es sei kein echter Anspruch des Arbeitnehmers entstanden und infolgedessen auch eine Durchsetzung dieses Anspruches im Wege der Klage nicht möglich.

Obwohl viele Unternehmer Weihnachtsgratifikationen unter derartigen Bedingungen geben, ist doch eine verhältnismäßig große Anzahl von Gratifikationsansprüchen aus der Vergangenheit und auch neueren Datums vorhanden, die Bestandteil des Arbeitsvertrages und damit durch eine Klage erzwingbar geworden sind. Solche Gratifikationen können nach dem Urteil des LAG Frankfurt/M. vom 14. Juli 1953 nur durch die Kündigung des Einzelarbeitsvertrages angegriffen werden. Eine derartige Kündigung mag, wie das LAG feststellt, an sich nicht sittenwidrig, sie kann aber sozialwidrig sein. Die Kündigung eines Einzelarbeitsvertrages mit dem Ziel der Beseitigung der Weihnachtsgratifikation ist demnach eine Änderungskündigung und wie die Änderungskündigung den Bestimmungen des Kündigungsschutzgesetzes und seinen Möglichkeiten zur Klage unterworfen. Auf der anderen Seite läßt das LAG auch die Möglichkeit des Widerrufs

der Gratifikation bei Existenznot des Unternehmens in der Weise zu, daß es sich lediglich um eine tatsächliche und zeitliche Einstellung der Gratifikationszahlung handeln kann. Hierbei wird zum Ausdruck gebracht, daß nach Beseitigung der Schwierigkeiten der alte Anspruch wieder zur Zahlung verpflichtet.

Ein wichtiger Grundsatz, der bei der Gewährung der Weihnachtsgratifikation zu beachten und auf den notfalls mahnd hinzuweisen ist, stellt die Pflicht zur Gleichbehandlung dar. Es mag dem Arbeitgeber vielleicht nicht verwehrt werden können, verschiedene hohe Weihnachtsgratifikationen für verschiedene Gruppen von Arbeitnehmern auszuwerfen. Der Grundsatz der Gleichbehandlung verlangt aber, daß jedenfalls innerhalb der Gruppen alle Arbeitnehmer an der Weihnachtsgratifikation in gleichem Umfang teilnehmen.

BÜCHER

„Das Neue Universum.“ Herausgegeben von Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart S, Hohenzollernstraße 1. Preis DM 12,80.

Seit nunmehr 70 Jahren erscheint regelmäßig das Jahrbuch der Jugend, „Das Neue Universum“, und macht uns vertraut mit den Erfindungen und Entdeckungen, mit den Leistungen der Technik, den Wundern in der Natur und den Geheimnissen des Weltalls.

Auch der jetzt vorliegende 70. Band bringt wieder interessante Beiträge und Erzählungen aus der Heimat und aus der Ferne, aus dem Verkehrswesen und aus der Technik, aus der Elektrotechnik, Physik, Kunst und Kultur, Naturkunde und Heilkunde, Geologie und Astronomie.

„Das Neue Universum“ ist ein wahrhaftiges Tagebuch unserer modernen Welt. Einige Themen, wahllos herausgegriffen, mögen das umfassende Wissen, das uns „Das Neue Universum“ wieder bietet, skizzieren: Das erste Vulkankraftwerk der Welt arbeitet — Mit 300 Sachen durch die Kurven — Ein fliegendes Boot — Ein kleiner Bummel über die Planetenbahnen — Auf der Schwelle des Weltraums — Wie ich Atlantis fand — Ein Schützenfest bei den Kopjägern — Kleines Brevier für Sporttaucher — Ski-Akrobatik — Stierkampf in Spanien — Der Alwegzug — und vieles andere mehr.

„Das Neue Universum“ ist wie immer vorzüglich illustriert, und zwar mit mehr als 500 teilweise farbigen Bildern, zwei farbigen Ausklapptafeln und 15 Farbtafeln.

Was „Das Neue Universum“ für die Jungen im Alter ab 14 Jahre bedeutet, ist für dieselbe Altersschicht der Mädchen das Jahrbuch „Meine Welt“ in der gleichen Vielseitigkeit aus dem Lebensbereich der Mädchen. Es ist ein ausgezeichnetes Gegenstück zum Neuen Universum gleich gut gemacht. Preis DM 11,50. Aber auch die Jüngeren von 10 bis 14 Jahren kommen nicht zu kurz. „Der Gute Kamerad“ spiegelt ihre Welt und ihre Interessen. Auch dieses Jahrbuch für die Jüngeren (Preis DM 11,50) ist seit Jahrzehnten zu einem festen Begriff geworden.

Die drei genannten Jahrbücher werden, auf den Weihnachtstisch gelegt, immer den Beifall der Beschenkten finden. Und auch der Erwachsene wird darin oft gern schmökern.

Heinz Waterboer: „Timber, der Alaskafahrer.“ — 144 Seiten, Preis DM 4,20. Erich Schmidt Verlag, Berlin.

Die Geschichte fängt mit einem Brief an, den Henry G. McMartin an einem trübigen Herbsttag am Yukon in Alaska an seinen 15jährigen Neffen Timber nach St. Laurent am Manitobasee in Kanada schrieb. Dieser Brief sollte Timber dazu bewegen, seine Stellung in St. Laurent aufzugeben und nach dem 3000 Meilen entfernten, nahe dem Großen Bärensee in Alaska ge-

legenen Melville zu reisen, um in die Firma seines Onkels in Fort Yukon einzutreten.

Timber war jung und zuversichtlich und besaß ein starkes Herz für Abenteuer. Und so tat er, was jeder echte Junge bestimmt genau so getan hätte: Er kündigte seinem ruppigen Chef und fuhr los.

Was weiter geschah, bis der beherzte Timber unter wilden und erregenden Abenteuern mit unheimlichen Reisegefährten, Fallenstellern und zweifelhaften Glücksjägern sein Reiseziel erreichte, und was er in den urwäldlichen Einöden des kanadischen Nordens, im Lande der unheimlichen Wälder, Prärien und Feldwildnisse erlebte, ist toll.

„Columbus.“ Ein buntes Jahrbuch von Erfindungen und Entdeckungen, Spiel und Sport, Bastelarbeiten und Abenteuern aus aller Welt. Verlag Hallwag, Stuttgart. Preis DM 9,80.

Bereits beim ersten Durchblättern fallen neben den vielen interessanten Fotos die überaus anschaulichen Zeichnungen auf, die jeden Beitrag illustrieren — besonders wichtig bei den originellen Bastelanleitungen, die dadurch wirklich brauchbar werden. Fachwissenschaftliche Mitarbeiter schreiben über Themen aus Naturwissenschaft und Technik, doch so, daß es auch für jüngere Buben leicht verständlich ist. Ferne Länder, alte Kulturen, seltsame Tiere und modernen Sport lernt der „Columbus“-Freund kennen. Spannende Erzählungen, Zauberticks, Rätsel, Spielereien und Denkaufgaben — genug, um ganze Vortragsabende damit zu bestreuen — sind in bunter Fülle über den ganzen Band verstreut. Dabei spürt der Aufmerksame überall die sorgfältige, verantwortungsbewußte Bearbeitung.

Alan Villiers: „Rund Kap Hoorn.“ Die letzte Reise der „Grace Harwar“. — 158 Seiten, 18 Tafelbilder, 1 Karte, Halbleinen DM 5,50. Eberhard Brockhaus, Wiesbaden.

Die Sunday Times in London schrieb über „Rund Kap Hoorn“: „Ein großes Buch vom Meer, eine der bedeutendsten Geschichten, die in englischer Sprache über die Seefahrt geschrieben wurden.“ Villiers schildert die letzte Reise eines großen Seglers, der „Grace Harwar“. Das Schiff geht von Australien ins See nach England mit einer Ladung Weizen. Eine merkwürdige Crew hat sich für diese Fahrt zusammengefunden, eine Handvoll junger Menschen, halbe Kinder noch, die Seemänner werden wollen, Wind und Wetter warten nicht, bis die Jungen an Bord die richtige Kameradschaft gefunden haben. Ein Mann verunglückt tödlich, ein Junge wird über Bord gespült, das Schiff bekommt ein Leck — Seefahrerromantik? Nein — dies ist echtes Seemannsleben, das Alan Villiers uns in diesem Buch miterleben läßt.

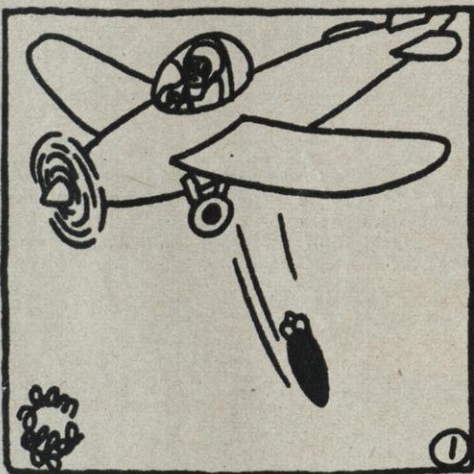
Siegfried Martin Winter: „Zwischen Gran Chaco und Feuerland.“ Bei Siedlern, Gauchos und Viehdieben. — 156 Seiten, 20 Tafelbilder, Halbleinen DM 5,50. Verlag Eberhard Brockhaus, Wiesbaden.

In seinem neuen Buch erzählt S. M. Winter von seinen Erlebnissen und Abenteuern bei Siedlern, Gauchos und Viehdieben in Argentinien und Chile. S. M. Winter gibt dem jungen Leser einen Eindruck vom Leben der Menschen in diesen Ländern, die hinter den Kulissen der Zivilisation, die sich in den Hafenstädten Südamerikas in den Vordergrund drängt, noch in der „goldenen Freiheit“ leben. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, daß diese goldene Freiheit wenig Romanantisches an sich hat, sondern daß das Schicksal jedes einzelnen harte, mühsame Arbeit ist, ein unaufhörlicher Kampf gegen eine noch ungebändigte wilde Natur des Landes.

Werner Commendeur: „Der rote Wagen.“ — 144 Seiten, Preis DM 4,20. Erich Schmidt Verlag, Berlin.

Einsteigen . . . Mitfahren . . . Aber haltet euch gut fest, wenn der rote Wagen in die Kurven geht. Ein rücksichtsloser Fahrer sitzt am Steuer. Er stahl den schnittigen Mercedes 300 vom Hof der Werkstatt Hammerschmidt. Für Vim, den Autoschlosserlehrling, hatte das schwere Folgen, denn Meister Hammerschmidt machte ihn für den Diebstahl verantwortlich. Vim soll entlassen werden.

Das zu verhindern, entwerfen seine Freunde, die an seinem Unglück nicht ganz unschuldig sind, einen Schlachtplan. Paul-Peter findet die richtige Spur. Dann hebt ein toller Wirbel an. Der rote Wagen besitzt einen Motor, der Spannung heißt. Wer Mut hat, steige ein und brause mit den vieren los.



Der kleine Engel

heißt das reizende Buch, das im Rowohlt Verlag erschienen ist (7,80 DM). Der französische Zeichner Jean Effel zeichnete 50 Bildgeschichten dieses kleinen Engels.

Deutscher Bundesjugendring in Hamburg

Der Deutsche Bundesjugendring kann nun schon auf eine gewisse Tradition in seiner Arbeit zurückschauen und auf eine immer wieder andersartige besondere Note seiner Vollversammlungen, die er zweimal im Jahre durchführt. Es wurde versucht, einen eigenen Stil zu finden. — Ob das allerdings diesmal gelang, bleibt dahingestellt.

Der Kaisersaal im Hamburger Rathaus mag für Parlamentssitzungen, große repräsentative Konferenzen und dergleichen geeignet sein. Für eine Jugendveranstaltung war darin, so meinen wir, nicht die richtige Atmosphäre gegeben. Ob sich das wohl auch auf die Referate und Diskussionen ausgewirkt hat?

Durch das Hauptthema der 9. Vollversammlung „Jugend und Staat“ war eine ganze Reihe von Parallelen zu den Jugendorganisationen des Auslandes gegeben, was insbesondere seinen Ausdruck durch die Anwesenheit einer starken Delegation ausländischer Jugendverbände fand. Herr Dr. Schröder, der Bundesinnenminister, sprach zum Hauptthema. Nach seinen eigenen Worten war er allein, sozusagen ohne „Wehr und Waffen“, zum Bundesjugendring gekommen und konnte sich natürlich, und das ist die negative Seite dieser Form des Besuches, sofern die

Gespräche zu konkret wurden und zu sehr ins Detail gingen, jeweils darauf zurückziehen, daß der betreffende Fachreferent zunächst gehört werden müsse.

Bemerkenswert waren seine Worte über die politische Erziehung und die geistige Führung des jungen Menschen bis zu seiner eigenen Entscheidungseife. Hier können wir ihm bedenkenlos folgen. Ebenso können wir das bei seiner Forderung nach einer eigenen Jugendabteilung im Bundesinnenministerium. Dazu kann man nur sagen: „Schön wär's ja!“

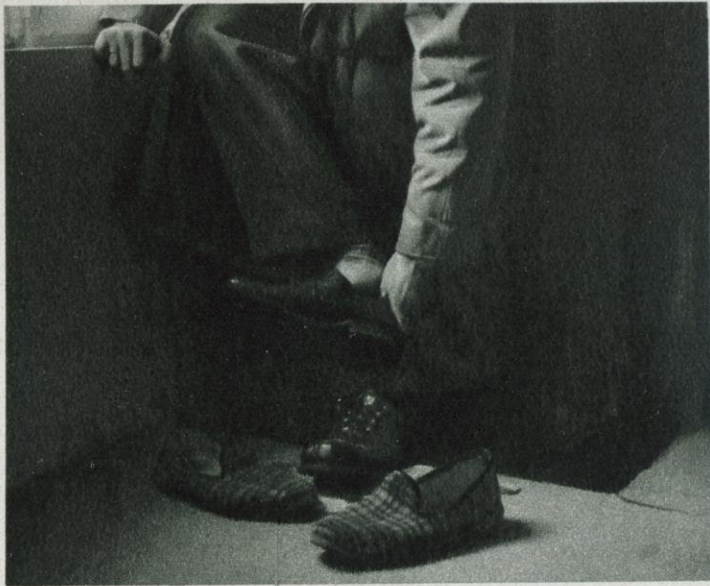
Weniger gefallen hat uns die Überbetonung der materiellen Vorteile, die im Zusammenhang mit dem Bundesjugendplan stehen. Soviel Nachdruck sollte man nicht auf diese Dinge legen. Außerdem dürfen wir bescheiden daran erinnern, daß es bei uns und anderswo Jugendarbeit gab, und zwar sehr intensive, lange bevor der Bundesjugendplan entstand.

Von einer Reihe ausländischer Delegierter wurde der „Europäische Jugendring“ gefordert. Das war eines der hervorstechendsten Merkmale dieser Vollversammlung. Die Arbeit der Jugendverbände ist im Ausland beachtet worden, und es ist für uns schön, nun zu sehen, wie diese Arbeit ihre Früchte trägt.

Rudolf Herbig



Buh, macht Helga und haut Klaus auf die Schulter, daß er in die Knie geht. Er kommt von der Arbeit, und sie kommt von der Arbeit. Manchmal treffen sie sich — wie heute — genau vor der Haustür, wenn der Feierabend beginnt. In den jungen Ehen heute steht selten noch die Hausfrau mit den Pantoffeln und der neuesten Zeitung bereit, wenn der Herr Gemahl von der Arbeit kommt.



Die Pantoffeln muß sich Klaus selber nehmen. Er tut es, sofort nachdem er die Wohnungstür aufgeschlossen hat. Nicht etwa, weil er ins gute Zimmer geht und dort Zeitung liest. Das gute Zimmer alten Stils gibt's nicht mehr in unseren jungen Ehen. Jedes Zimmer ist gut. Aber da Helga nicht jeden Tag dort putzen kann, stehen die Pantoffeln am Eingang.



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

Keine Greta Garbo und keine Marlene Dietrich haben jemals einen derart sensationellen Filmerfolg erreicht wie Königin Elisabeth mit ihrem Krönungsfilm. Das war in fünf Erdteilen der größte Kinokassenerfolg aller Zeiten. Von diesem Erfolg ermutigt, befaßt man sich nunmehr in englischen Filmkreisen mit der Möglichkeit, einen Film mit Prinzessin Margaret in der Hauptrolle zu drehen. Sie soll dafür das größte Honorar bekommen, das jemals einer Darstellerin geboten wurde. Trotzdem wird es nicht möglich sein, ein Mitglied der Königsfamilie gegen Bezahlung ins Atelier zu bekommen. Statt dessen hat Königin Elisabeth dem englischen Filmproduzenten J. Arthur Rank den Vorschlag gemacht, mit ihren Kindern und den Kindern anderer regierender Königshäuser einen Film über die moderne demokratische Erziehung der Königskinder des 20. Jahrhunderts zu drehen. Alle Einnahmen sollen armen Kindern aller Nationen und Rassen zugute kommen.

Ein Großstadtkind in Österreich sieht bis zu seinem 14. Lebensjahr 600 Filme, hat ein österreichischer Psychologe festgestellt. Bei englischen Kindern sind es 1600, bei amerikanischen sogar — ohne Fernsehfilme — 3000.

Fünf Millionen Mark hat Veit Harlan bereits für seine Fortsetzungsfilme „Sterne über Colombo“ und „Die Gelangene von Gorona“ verdreht. Die beiden Filme sollten schon im September fertig sein. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die gesamten Außenaufnahmen, die Veit Harlan mit seiner Frau Kristina Söderbaum und Willy Birgel auf Ceylon gedreht hat, unbrauchbar sind.



Kleine Kinder schlagen coltschwenkende Cowboys k.o. Wenigstens in England. Zwanzig eigens für Kinder gedrehte Filme mit Kindern in der Hauptrolle haben sich als weitaus zugkräftiger als Wildwestfilme erwiesen. Diese Filme werden von einer arbeitenden Kinderfilmgesellschaft (Childrens Film Foundation) gedreht. Die britische Filmindustrie hat der Childrens Foundation jetzt wieder rund anderthalb Millionen Mark zur Erweiterung des Produktionsprogramms zur Verfügung gestellt.

Paula Wessely wird Österreichs erste dreidimensionale Schauspielerin sein. Die Paula-Wessely-Filmgesellschaft will Anfang nächsten Jahres den ersten österreichischen 3-D-Film herausbringen.

Esther Williams, die „badende Venus“, wurde vor kurzem erneut zur Bürgermeisterin von „Twenty Nine Palms“ in Kalifornien gewählt. Wenn sie nicht gerade in ihrem Bürgermeisteramt sitzt, schreibt sie an ihrem neuen Kochbuch weiter. Das Kochbuch soll sich hauptsächlich mit Fischgerichten befassen.



Bis jetzt war Leni Riefenstahls Film „Tielland“ von den Alliierten beschlagnahmt gewesen. Die Dreharbeiten waren während des Krieges begonnen worden. In deutsch-österreichischer Gemeinschaftsproduktion wird „Tielland“ nunmehr fertiggestellt.

(Zweiter Teil) Wie sie heute leben

Was tun sie am Abend? Junge Ehen leben heute anders als zu Großmutter's Zeiten...



„Schäl nicht so dick“, ruft Helga nach hinten, wo sich Klaus — statt mit der neuesten Zeitung — mit den Kartoffeln beschäftigt. Wenn Helga die ganze Kocherei allein schaffen müßte, würde sie nie fertig. Also packt Klaus mit an.



„Sollen wir - sollen wir nicht“, ist hier die Frage, und es geht um ein neues Kleid für Helga. Klaus meint, Schuhe wären nötiger. Beides zusammen ist nicht erschwinglich. Endergebnis der Debatte: „Sehen wir uns mal die Preise an...“

„Die Preise“, stöhnen Helga und Klaus. In ihrer jungen Ehe ist immer eine Menge anzuschaffen. Das Geld langt nur immer für einen kleinen Teil. Frage: Was ist am nötigsten? Trotzdem gibt es bei dem Stadtbummel ein Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee für jeden. „Anschaffen um jeden Preis“, das gibt es heute nicht mehr.



„Die Wäsche“, erinnert sich Helga, „sie liegt noch naß im Korb.“ Und weil das Wetter so gut ist, muß sie auf die Leine. Helga braucht nur einen Schritt aus der Wohnung zu tun, und schon steht sie auf dem Trockendach. Das ist der Vorteil einer Dachkammer, man ist da dem Himmel am nächsten...



Wir stellen vor:

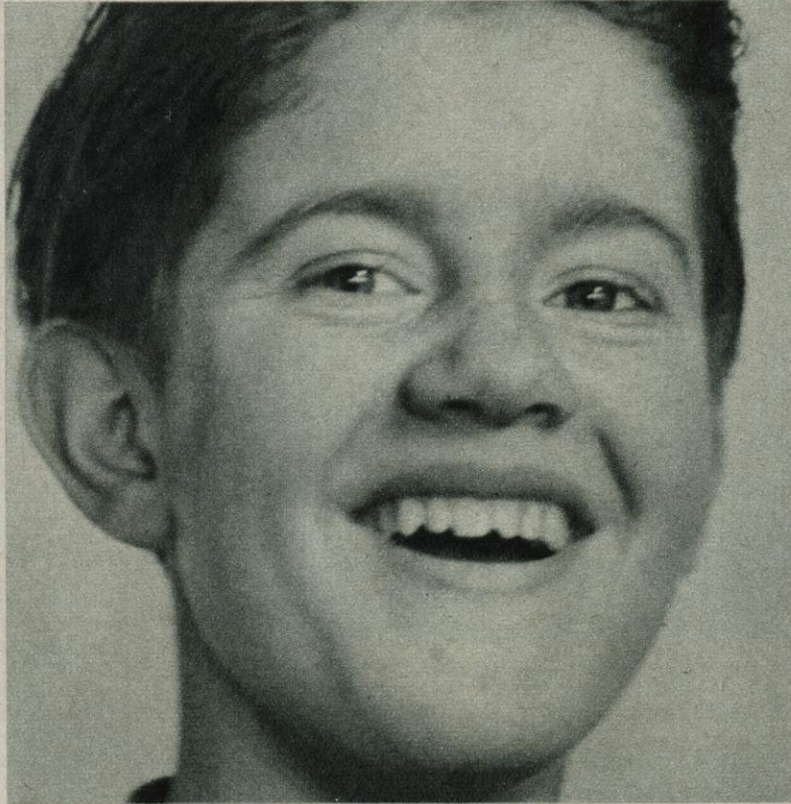
5xJugend



Hermine Gérard, 25 Jahre alt, Sekretärin. „Wat jibt et denn an mir zu fotografieren?“ war ihre Frage, als der „Aufwärts“ bei ihr auftauchte. Reporter Heinz Held, Initiator unserer Serie (Foto unten links), erklärte: „Wenn heute Jugend-Reportagen gemacht werden, so ist immer die Kriminalität, die Verwahrlosung oder gar die Lasterhaftigkeit der sogenannten »Jugend von heute« der Anlaß. Die Mehrzahl der Jugendlichen lebt aber wie zu allen Zeiten still in ihrem Alltag. Sie hat Elternhaus und Arbeitsstelle, ihre Gemeinschaft und ihr Vergnügen. Das alles wollen wir einfangen und unseren Lesern zeigen.“ Da meinte Hermine: „Na, wenn es unbedingt sein muß — bitte.“ Und zu ihrem Papagei: „Nun halt mal endlich deinen Schnabel.“



Rolf Stöckler, 15 Jahre, der Benjamin unserer Reihe, Bote in einer Druckerei. „Was soll ich denn in der Zeitung?“ lachte er den Reporter an (oder vielmehr aus). Denn, daß er, der Arbeiterjunge, mit Foto in einer richtigen Zeitung stehen soll, das ging zunächst nicht in seinen Kopf. Dahin gehören nach seiner Meinung Minister, Filmstars oder „wer was Besonderes gemacht hat“. Wir meinen dazu, daß doch eigentlich jeder Mensch etwas Besonderes ist.



Heinz Wintgen, 21 Jahre alt, jüngstes Betriebsratsmitglied eines großen Kölner Werkes, Gruppenleiter in der Gewerkschaftsjugend. „Das ist ein vernünftiger Gedanke“, meinte er zu dieser Reportage. „Ihr müßt in die Betriebe gehen und in unsere Gruppenstunden, in die Wohnungen der Jungen und Mädchen und an die Straßenecken.“ Antwort des „Aufwärts“: „Genau so haben wir uns das vorgestellt.“

Im nächsten Aufwärts zeigen wir, wo und wie diese fünf wohnen.



Maria Schmitz, 18 Jahre alt. Um es vorwegzunehmen: So eitel, wie sie hier schaut, ist sie wirklich nicht. Sie ist nämlich ein einfaches Mädchen, Arbeiterin in einem großen Draht- und Kabelwerk am Rhein. Aber als der „Aufwärts“-Fotograf seine Kamera schußbereit machte, setzte sie sich in Position. „Machen Sie aber ein schönes Bild von mir“, meinte Maria. In einem Punkt hat sich also nichts geändert: Auch die jungen Mädchen von heute sind genau wie ihre Mütter früher ein kleines bißchen eitel.



Michl Gatow, 16 Jahre alt, Obersekundaner. Der „Aufwärts“-Fotograf traf ihn zwischen seinen französischen Büchern an: „Sprachen sind meine Leidenschaft.“ Im übrigen fand er es gar nicht so abwegig, daß man sich für sein Leben interessiert, denn er findet auch das Leben aus der Perspektive des Oberschülers ganz interessant. Er meinte zum Abschied: „Sie müßten mal in unsere Penne kommen. Da könnten Sie ein ganzes Buch drüber schreiben.“ Er möchte später gern Kaufmann werden.



Hier Auskunft

25

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

Wir geben gern auf alle Fragen durch einen Brief oder durch Veröffentlichung an dieser Stelle Auskunft. Weil der „Aufwärts“ aber eine Jugendzeitung ist, müssen sich die Fragen in etwa in diesem Rahmen halten. Wir können deshalb keine Auskunft darüber geben, wie man Flecken entfernt, wer die Gebühren für das Schornsteinreinigen zu tragen hat, wie man Erbstr

tigkeiten regelt oder welche Schritte notwendig sind, um einen Zeitungsstand aufzumachen. Wir bitten, dies bei allen Anfragen zu berücksichtigen.

Zum Rücktritt zwingen

Kann eine Betriebsjugendvertretung, die absolut nicht taugt, von selten der jugendlichen Kollegen zum Rücktritt gezwungen werden?

P. W., Hannover

Laut § 23,1 kann auf Antrag von mindestens einem Viertel der wahlberechtigten Jugendlichen das Arbeitsgericht die Auflösung der Betriebsjugendvertretung wegen grober Vernachlässigung ihrer gesetzlichen Befugnisse oder Pflichten beschließen. Es muß sich aber um eine nachgewiesene, grobe Vernachlässigung handeln.

Ein Moped fahren

Ich möchte mir gern ein Moped, so ein Fahrrad mit Hilfsmotor, anschaffen. Muß ich dafür einen Führerschein haben? Und was kostet so etwas? Ich meine mit Fahrer und allem.

Dieter St., Koblenz-Lützel

Für ein Moped brauchst Du weder Führerschein noch Fahrer und auch keine Prüfung. Auch eine Zulassung (Nummernschild usw.) ist nicht erforderlich. Kosten entstehen also nicht.

Er ist katholisch

Wir wollen demnächst heiraten. Meine Eltern sind dagegen, weil mein zukünftiger katholisch ist. Ich meine aber, das ist furchtbar egal. Die Hauptsache ist doch, daß wir uns verstehen. Und wir verstehen uns sehr gut. Heiraten tun wir auf jeden Fall. Trotzdem frage ich einmal an, lieber „Aufwärts“, was Du dazu meinst.

Maria St., Berlin-Schöneberg

Ganz so einfach, wie Du die Sache siehst, ist sie nun doch nicht. Nur wenn Euer Tun und Denken vollkommen unreligiös ist (was aber nach Deinem Brief nicht anzunehmen ist), hättest Du recht. Andernfalls werden sich aber im Alltag der Ehe, spätestens aber wenn die Erziehung der Kinder beginnt, Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten einstellen. Unter Umständen beginnen diese Schwierigkeiten schon viel früher. Zum Beispiel: Die Religion Deines zukünftigen Mannes verlangt, daß ihr die Ehe vor einem Geistlichen

seiner Religion schließen müßt und daß die Kinder später katholisch erzogen werden. Gewiß wird die Liebe manches überbrücken. Hierin hast Du recht. Nur müssen wir Dich vor der restlosen Sorglosigkeit warnen, wie sie Dein Brief ausdrückt.

Im übrigen können wir wenig sagen, da die konkreten Probleme erst später auftauchen und Du sie jetzt noch nicht verstehen würdest. Und schließlich bist Du ja doch fest entschlossen, diesen Mann zu heiraten. Also: Viel Glück!

Nach Ostdeutschland reisen

Unsere Gruppe war in den vergangenen Jahren in den Ferien immer unterwegs, und wir lernten Westdeutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Italien kennen. Als jetzt der Interzonenpaß fiel, kam Otto auf die verrückte Idee, nächstes Jahr einmal nach Ostdeutschland, in die sog. DDR, zu fahren. Erst haben wir furchtbar gelacht und ihm erzählt, wie er hernach in Sibirien sitzt. Aber

eigentlich ist die Idee nicht so dumm. Erstens würden wir gern einmal durch die Länder jenseits der Elbe wandern und zweitens einmal sehen, wie es da drüben aussieht. Kann man das wagen? Ist es auch ungefährlich? Und wie stellt man das an? K. F., Hamburg

Das ist eine schwierige Sache. Der Interzonenpaß ist zwar weggefallen, aber man braucht eine Aufenthaltserlaubnis jener Stadt, die man besuchen will. Aus dem Wandern wird also schon mal nichts werden. Nach Sibirien wird man Euch zwar nicht schicken, aber nach dem derzeitigen Stand der Dinge werdet Ihr mehr Ärger als Freude haben. Wenn man alle paar Meter auf ein Verbot trifft, macht doch die Sache wenig Freude. Wartet also mal ab, wie sich die Dinge entwickeln. Bis die Urlaubszeit kommt, fließt noch viel Wasser den Rhein bzw. bei Euch die Elbe hinab. Vielleicht können wir Euch dann mehr sagen. Vorerst raten wir ab.

ekun-
f ihn
n an:
" Im
regig,
siert,
Per-
asant.
üßten
könn-
ben."
rden.



Der deutsche Fotograf Arnold machte dieses Bild von seinem Sohn — geboren am 24. Dezember.



Der verstorbene Schweizer Fotograf Senn fotografierte für uns einen kleinen Weihnachtsgengel.

„Du solltest eine Weihnachtsgeschichte schreiben“, sagte mein Freund Peter. „Weihnachtsgeschichten werden gesucht.“ — „Ja“, antwortete ich. Daran habe ich gedacht. Aber es sind schon so sehr viele Weihnachtsgeschichten geschrieben worden, es fällt einem nichts mehr ein. Und Pointe müßte sie doch haben! Mit Bratäpfelgeruch, Tannengrün und flackernden Wachslichtern, die auf die Geschenke tropfen, ist da nichts mehr zu machen. Übrigens Geschenke. Vielleicht könnte man etwas über die Geschenke schreiben. Etwa, daß sie verwechselt werden oder nach dem Fest getauscht werden müssen und daß dadurch ein junges Paar glücklich wird.“

„Zu alt“, sagte Peter.

„Oder daß dadurch ein junges Paar auseinandergerät und sich erst Silvester wiederfindet.“

„Das ist dann eine Kurzgeschichte, die zufällig zwischen Weihnachten und Neujahr spielt.“ Peter schüttelte mißbilligend den Kopf. „Eine richtige Weihnachtsgeschichte muß es sein.“

Ich sann nach, und dann sagte ich: „Vielleicht etwas im Märchentone. Als König Herodes, lange bevor der

WEIHNACHTSGESCHICHTEN

Himmel ihn für sein verbotenes Spanferkelessen strafte und er an Trichinose tödlich erkrankte...“

„Das geht überhaupt nicht“, unterbrach mich Peter. „Hast du kein Gefühl dafür, was Weihnachten bedeutet? Wenn ich an unsere letzte Weihnachten denke...“

Es war Heiligabend und sechs Uhr nachmittags. Ich hatte den Tannenbaum geschmückt und die Lichter angezündet. Im Ofen krachten ein paar frische Scheite. Draußen läuteten Glocken. Dann kam meine Frau aus der Küche. Sie warf ihre Schürze ab. Darunter trug sie ein schwarzes Kleid, und sie strich sich ihr Haar zurück.

„So“, sagte sie, „der Karpfen braucht mich jetzt eine Weile nicht, Peter. Wir können beschenken.“ Dabei ergriff sie die kleine silberne Glocke und läutete.

Die Kinder kamen herein. Der Junge stürzte sich sofort auf die elektrische Eisenbahn; dann entdeckte er auch noch den Baukasten. Unsere Tochter, sie ist ja nun schon sechzehn Jahre, sah uns an; sie stand ein wenig unschlüssig; das Kindsein wollte gerade von ihr abfallen. Meine Frau führte sie an den Gabentisch. Da funkelten ihre Schlittschuhe, die vernickelten, mit den vorn aufgebogenen Spitzen, da lagen der schottisch bunte Schal und die passende Kappe, da lagen die Bücher. Und während der Junge schon die Schlenen legte und das Ausweichgleis auf dem Teppich einbaute, umarmte sie mich. Niemals hat etwas inniger und herzlicher geklungen, als sie mir statt eines Danke sagte: „Lieber Papa...“

Peter hüstelte. „Ja, und dann führte meine Frau mich an die Ecke des Tisches, wo meine Importenkiste stand und der Kognak.“ Peter, sagte sie, „es ist ein bißchen unpersönlich; aber ich wußte nichts für dich. Du kaufst dir sonst alles selber, und nur an den Zigarren und dem Kognak, fand ich, sparst du.“ Sie lächelte mich an. In ihren großen blauen Augen glänzte es, und ich zog sie an mich.

„Mir ging es genau so, Anna“, sagte ich. „Kleider kann ich dir nicht schenken; Männer haben keinen Geschmack, wie du weißt. Schuhe passen nicht; Strümpfe haben Fehler; Handschuhe sind zu groß, und von Hüten oder Taschen wollen wir gar nicht reden.“ — Ich faßte in die Jacke und zog ein goldenes Armband hervor. „Ich dachte“, sagte ich unsicher, „daß dich das vielleicht erfreut.“

Peter räusperte sich abermals. „Scheinbar hatte ich das Richtige getroffen. Sie freute sich wie ein Kind. Als die Eisenbahn lief und unsere Tochter vor dem Spiegel die Schottengarnitur probierte, legte ich die Schallplatte auf, und eigentlich sang nur meine Frau

die alte schöne Melodie mit. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit... Ich brummte den Baß.

Die Lokomotive pfliff. Unsere Tochter kam humpelnd herein. Sie hatte auch noch die Schlittschuhe ver-suchsweise angeschnallt.

Als wir das Lied beendet hatten, wir standen Arm in Arm, drehte ich meine Frau zu mir. „Anna“, sagte ich, „wenn du noch einen Wunsch hast, bitte, sage es mir.“

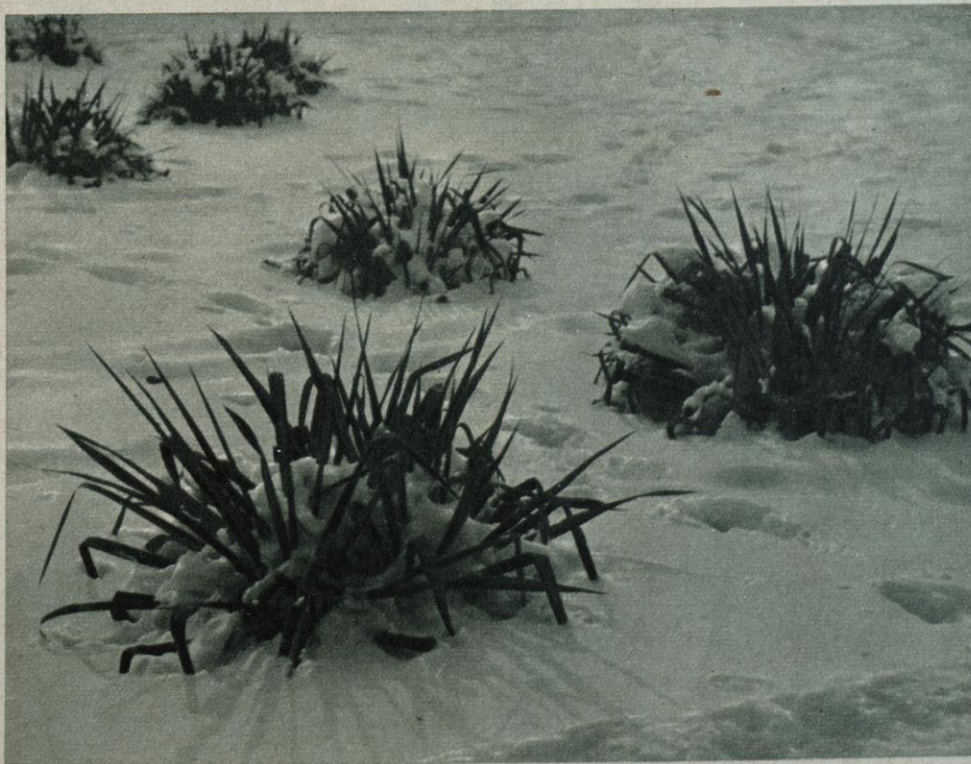
Sie schüttelte den Kopf. Ihr Blick glitt von dem brennenden Baum auf die Kinder und kehrte zu mir zurück. Der Glanz ihrer klaren Augen floß über.

„Nein, Peter“, antwortete sie. „Oder den, daß alles so bleibe, immer, unser Leben lang.“

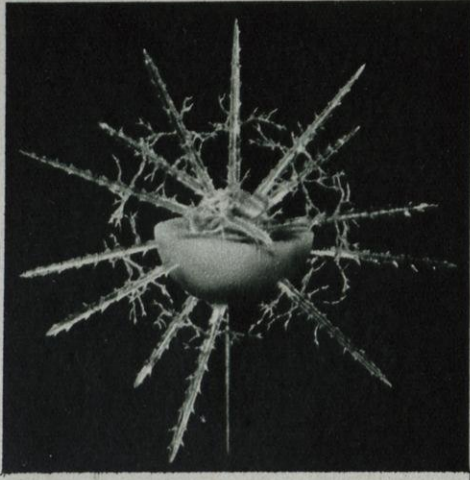
Mein Freund Peter stand auf. Er drückte seine verglühte Zigarette in die Aschenschale. „Kannst du nicht so eine Weihnachtsgeschichte erzählen?“

Ich sagte seufzend: „Nein, Peter, die hast du ja nun schon erzählt.“

Frank F. Braun

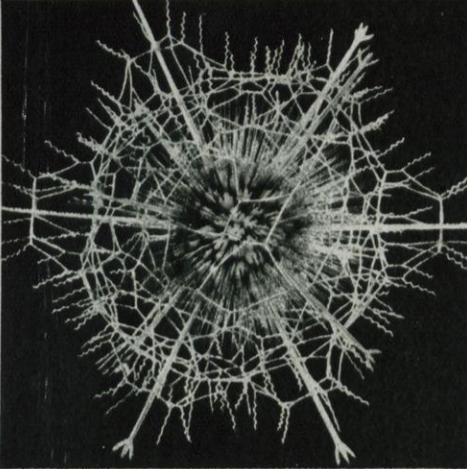


Dem Franzosen Viollon gelang dieses ungewöhnliche Schneefoto im alten Park von Versailles.

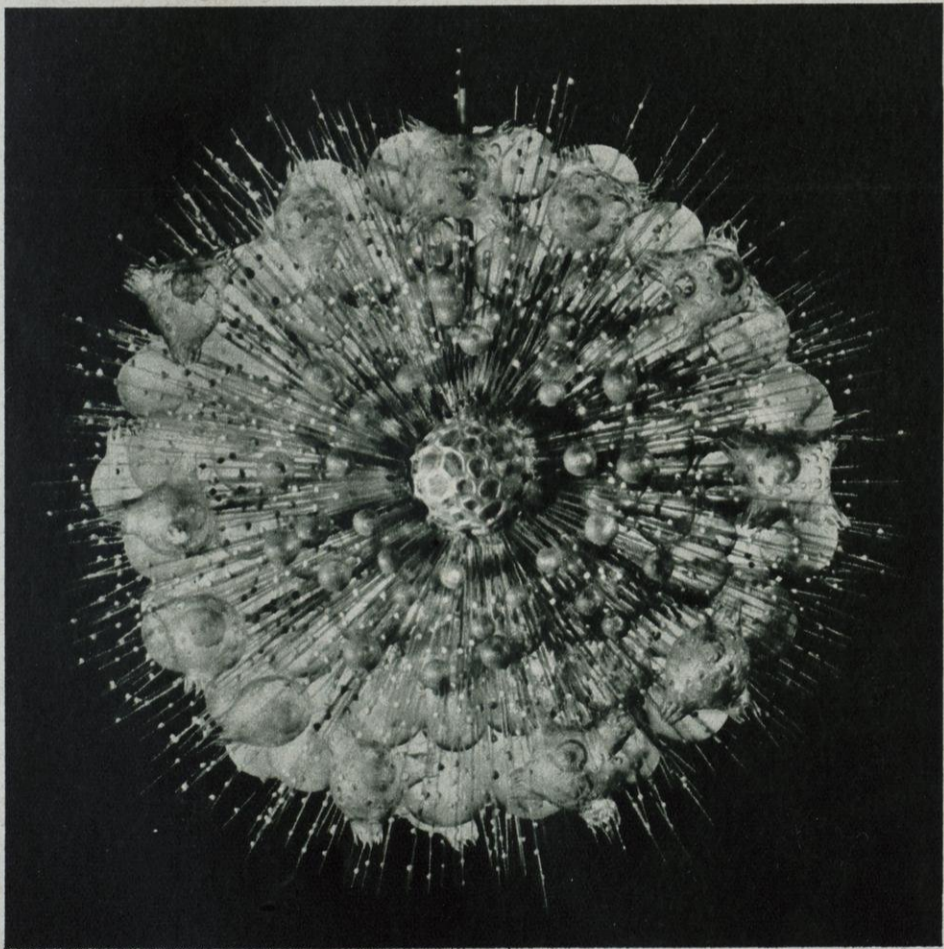


Fassungslos steht der Mensch immer wieder vor den Wundern der Natur. Er ist das vollkommenste Geschöpf. Aber wie wunderbar sind schon die primitivsten Formen des Lebens, die Urtierchen, die schon auf den höchsten Bergspitzen und in den tiefsten Abgründen der Meere existierten, lange bevor noch der Mensch geschaffen war. Einige dieser Urtierchen zeigt der „Aufwärts“ hier, aber nicht als millionenfache mikroskopische Vergrößerungen, sondern als vergrößerte Nachbildungen. Der deutsche Glasbläser Hermann Müller hat sie für das Naturgeschichte-Museum in Neuyork naturgetreu angefertigt. Jetzt sind diese Gebilde, die wie zauberhafte Weihnachtssterne aussehen, nicht nur für die Wissenschaftler da — die Besucher des Museums können sich an ihren Formen und ihrer Brillanz erfreuen. Das Mikroskop ist dabei überflüssig geworden, denn die millionenfache Vergrößerung offenbart die Schönheit.

Die Vision eines religiösen Malers, so möchte man fast meinen: das Herz Christi, von einer Dornenkrone umrankt und von Schwertern durchstoßen. Aber es ist „nur“ ein Urtierchen aus dem nördlichen Pazifik. Die Stacheln dienen ihm zur Fortbewegung und zur Nahrungsaufnahme (Bild oben). Denselben Zweck erfüllen die wirr erscheinenden Fäden des im Bild rechts dargestellten Tierchens. Aber sieht es nicht aus wie eine zauberhafte Silberdistel? In monatelanger Arbeit hat Hermann Müller dieses Urtierchen-Modell für das Museum in Glas geblasen. Die Besucher wissen die Arbeit des Deutschen zu würdigen, der nicht nur ein Handwerker, sondern auch ein begabter Künstler sein muß.



Die schönsten Weihnachtssterne sind geblasen



Das ist Regina, die Königin aller Urtierchen. In überirdischer Majestät strahlt dieses seltsame Lebewesen seinen Zauber aus. Auch die genialste Phantasie des begnadetsten Künstlers hätte das nicht darstellen können. Und doch ist diese Strahlenkrone das Werk eines Menschen. Länger als ein Jahr arbeitete der Glasbläser Hermann Müller daran, das mikroskopisch vergrößerte Original in millionenfach vergrößerter Form naturgetreu nachzubilden, so wie es jetzt im Neuyorker Museum für Naturgeschichte ausgestellt ist (Bild oben). Sogar die trockensten Wissenschaftler konnten sich der Schönheit dieser Urtierchen nicht verschließen und gaben ihnen neben allen wissenschaftlichen lateinischen Namen den Beinamen „Regina“, Königin. Auch das Urtierchen (Bild links) hat diesen Beinamen verdient. Wie ein Bischofshut wölbt sich die Mosaikschale um das Innere. Was aber allen Wundern die Krone aufsetzt, die Schalen sind phosphorhaltig, und so bringen diese millionenmal kleineren Tierchen bei Nacht das Meer zur Leuchten... Die Formen der Natur konnte der Mensch kopieren, das Geheimnis des Leuchtens vermag er seinen Nachbildungen nicht zu übertragen. So streckt der Mensch zuletzt doch seine Waffen vor der Größe der allerkleinsten Lebewesen.

Fotos: Fritz Neugass-Bavaria

Das unheimliche Tabakglas

Eine Weihnachtserinnerung von Gottfried Kölwel

Mein Großvater mütterlicherseits, ein Mann von tiefer Herzengüte, hatte in einem Brief an meine Mutter den Wunsch geäußert, ich möchte doch um die Weihnachtszeit zu ihm kommen, um gemeinsam mit ihm das Fest zu begehen. Also brachte man mich im Schlitten, nach einer mehrstündigen Fahrt über verschneite Berge und durch winterliche Täler, zu ihm; ich sehe noch heute seine blauen Augen leuchten und seinen Atem zwischen den Haaren des weißen Bartes wehen, als er mich aus den Decken hob. Durch den Hof, an dem Brauereigebäude vorbei, trug er mich in den Gang des geräumigen Hauses und von hier aus in die Gaststube. Er zeigte mich all seinen Gästen und hob mich auf seine Knie, damit ich über den Tisch hinwegsehen konnte. Die Kellnerin hatte mehr für mich zu tun als für die getreuesten Gäste. Die höchste Auszeichnung aber, die er mir erwies, war etwas, das sehr bald zu einer unvorhergesehenen und fast erregenden Geschichte führen sollte.

Er besaß nämlich seit den Tagen seiner Hochzeit, und das war lange her, ein besonders schönes und kostbares Tabakglas, auf das er sehr viel hielt. Ein Jagdfreund hatte es ihm geschenkt mit dem Bemerken, daß er ihm mit diesem Glas nicht bloß ein Gefäß für den Tabak übergebe, sondern ihm zugleich die sieben Farben überreiche, die sich im Regenbogen zeigen. So möchte ihn das Glas stets daran erinnern, wie sehr sich im Leben die Farben zerteilen und bald die eine, bald die andere erscheint; denn nur in den glücklichsten Augenblicken des Lebens vereinigen sie sich zu einem einzigen Strahl. Dieses Glas gab mein Großvater fast nie aus der Hand. Stets trug er es selber zum Krämer, um es dort mit Tabak füllen zu lassen, am liebsten füllte er es eigenhändig auf. „Du mußt schon sehr viel gelten“, sagte eines Tages die Kellnerin zu mir, „weil dir der Großvater sogar das Glas anvertraut.“ Also trug ich es jeden Tag über die Straße und brachte es unversehrt nach Hause. Ich trug es wie ein Kleinod und war nicht wenig stolz auf meinen Dienst. Auf dem Wege hielt ich das Glas öfters gegen das Licht und bestaunte die bunten Farben.

Nun hatte es aber eines Tages von neuem geschneit, und da der Schnee etwas naß und glitschig war, geschah es, daß ich auf den steinernen Stufen, die vom Haus zur Marktstraße hinabführten, ausrutschte und fiel. Dabei war mir das Glas zwischen den Fingern entglitten und auf die Stufen gefallen. Ich hörte ein hartes Klirren; das Glas lag zu Scherben zersplittert.

Wie sollte ich es nun dem Großvater sagen, was geschehen war? Während mir im Blut die Hitze hochstieg und es mich auch gleich wieder froh, stand der Großvater schon in der Haustür. Ich merkte, daß er nicht gleich begriff, was geschehen war. Aber dann war er ebenso erschrocken wie ich. So bitter hatte ich ihn enttäuscht, daß er mir, wenn auch nur mit dem Zipfel seines Taschentuches, einen Schlag versetzte; obgleich dieser Schlag nicht schmerzte, tat er mir doch weher als ein wirklicher Schlag; denn daß der Großvater, die leibhaftige Güte selbst, auch nur zu einem Schlag ausholte, traf mich tief.

Von dieser Stunde an bildete sich ein bedrückendes Schweigen zwischen uns, und ich merkte, daß der Großvater weiterhin betrübt blieb. Ich sann darüber nach, wie ich alledem ein Ende machen könnte. Ich hätte ja vor den Großvater hintreten und ihn bitten können, alles zu vergessen, aber was tut nicht ein Kind, wenn es in Nöten ist? Statt sich durch das Einfachste und Nächstliegende zu befreien, kommt es oft auf recht abwegige Gedanken. Als ich nämlich zufällig hörte, daß ein Fuhrwerk aus der Nachbarschaft in meine Heimat fuhr, um dort an der Schranne Gerste für eine Brauerei zu holen, stand mein Entschluß fest. Fliehen wollte ich, ohne daß es der Großvater wußte. Schon lange ehe das Fuhrwerk abfuhr, eilte ich heimlich aus dem Hause und wartete draußen vor dem Ort auf den ankommenden Schlitten. Es war wieder ziemlich kalt geworden, die Weiden am Fluß standen im Rauhref, und eine frostige Stimmung stieg aus den schwarzen Wellen hoch. Endlich hörte ich das Läuten der Glöckchen am Kummer der Rosse und sah die dampfenden Pferde näher kommen. Schon von weitem winkte ich dem Knecht zu; als er in meine Nähe kam, hielt er an. Ohne lange zu reden, kletterte ich auf den Schlitten, und erst als ich oben war, erzählte ich ihm, daß ich mit ihm zu meinen Eltern heimfahren wolle. Der Knecht sah mich zwar etwas fragend an, aber da er ja wußte, daß meine Eltern dort wohnten, wohin er fuhr, ließ er mich auf den Schlitten. Was für eine herrliche Fahrt durch das weiße Tal wäre es gewesen, wenn mich nicht die Gedanken an meinen Großvater ebenso bewegt hätten wie die an meine Eltern. Der Großvater wird nicht wissen, wo ich bin, und mich überall suchen, und meine Eltern werden wenig erfreut sein, wenn sie vom Grunde meiner Flucht hören. Es bedrückte mich ebenso, von der einen Stelle zu fliehen, wie an der anderen unerwartet anzukommen. So sah ich bei solchen Gedanken kaum die verschneiten Wälder an den Hängen, ich achtete nicht mehr auf die sanften Krümmungen des Flusses und die weißen Wiesen an seinen Ufern, nicht einmal die Schlösser und alten Burgen, an denen wir vorbeikamen, konnten

meine Aufmerksamkeit fesseln. Was mir jedoch auffiel, waren dann und wann Scharen von schwarzen Raben, die lärmend über das Tal flogen. Es schien, als hätte das Schattenhafte die größere Gewalt über mich gewonnen.

Tatsächlich trieb ich, je näher ich meiner Heimat kam, einer immer größeren Unruhe zu, und als ich an der Schranne vom Schlitten sprang und meinem Elternhause zueilte, preßte es mir fast die Brust zusammen. Weinend stand ich in der warmen Stube, und meine Eltern konnten es nicht fassen, was denn mit mir geschehen sei. Woher ich denn komme und was denn vorgefallen wäre? Aber ich vermochte nur mit Tränen zu antworten und wurde von meinem eigenen Schluchzen derart geschüttelt, daß die Eltern vor einem immer größeren Rätsel standen. Da sie nichts Deutliches durch mich erfuhren, wurden sie in die gleiche Unruhe versetzt, in der ich mich befand. Der Vater schien mich nicht wiederzuerkennen. Die Mutter versuchte es mit Güte und allem möglichen Zureden. Als sie endlich so viel aus mir herausgebracht hatte, um einigermaßen zu begreifen, was geschehen war, forschte sie nur mehr danach, ob denn der Großvater wisse, daß ich heimgefahren sei. Da ich dies verneinen mußte, gerieten meine Eltern aus der Sorge um mich in eine neue Sorge um den Großvater. „Wie kannst du auch nur so davonlaufen!“ sagte mein Vater, und die Mutter meinte: „Mein Gott! Wird sich der Großvater kümmern!“ Alle Gedanken meiner Eltern galten von jetzt ab nur dem Verlassenen, der glauben müsse, mir sei etwas Unglückliches zugestoßen. Sicher suche er draußen am Fluß nach mir und fürchte, ich sei ertrunken. Daß ihm doch nichts zustoße in dieser Aufregung und Sorge, dachten sie, und ich nicht gar Ursache zu einem neuen Unglück werde! Solche Reden aber brachten nun auch mich wieder in neue Ängste und Nöte, und ich befand mich deshalb bald in einem Kreisel, in dem es mir immer wirrer und unglücklicher zumute wurde. Nein, ein solches Weihnachtsfest hatte ich mir nicht erhofft, als ich vor kaum einer Woche ausfuhr, um das glücklichste der Feste mit meinem Großvater zu begehen. Morgen sollte der Abend der Bescherung sein. Gott konnte wissen, was dieser Abend alles bringen werde.

So schlief ich denn fast nicht während der Nacht, und meine Gedanken zauberten aus dem Dunkel die unseligsten Bilder herauf. Schon sah ich im Geiste meinen Großvater steif auf seinem Bett liegen mit geschlossenen Augen, die Wolke seines Bartes wie den Reif des Todes um sich. Wenn mir der Großvater das Glas doch nicht anvertraut hätte! Einmal, in einem kurzen, ruhelosen Traum, erschien mir das Glas in einer riesigen Größe. Es hatte plötzlich Füße und einen Kopf und sah wie ein Unhold aus. Mit seiner ganzen Schwere setzte es sich auf meine Brust, ich glaubte zu ersticken unter seiner Last; beim Erwachen stand mir der kalte Schweiß auf der Stirn. Ich fürchtete mich, wieder einzuschlafen und wieder von diesem unseligen Glas zu träumen. So lag ich wach bis zum Morgen, aber dann war ich so müde, daß mich ein jäher und tiefer Schlaf befiel. Es ging schon gegen Mittag, als ich wieder erwachte; da hörte ich laute Stimmen im Haus. Es war ein lebhaftes Durcheinander. Bei näherem Zuhören erkannte ich die Stimme des Großvaters. „Nun, wenn er nur da ist!“ sagte er. „Dann ist ja alles gut.“ Er hatte sich am frühen Morgen in den Schlitten gesetzt und war hierhergefahren, um meine Eltern über alles zu unterrichten. Plötzlich ging die Tür des Schlafzimmers auf, und der Großvater kam herein. Ich rieb mir die Augen, als ob ich eben erwacht wäre, und als ich den Großvater vor meinem Bett stehen sah, drehte ich mich um und verhüllte mein Gesicht in den Kissen. So sehr schämte ich mich, daß ich ihm nicht in die Augen zu sehen wagte. Merkwürdigerweise sagte auch der Großvater kein Wort. Still, wie er gekommen, verließ er wieder das Schlafzimmer. Ich hatte den Eindruck, daß der schweigende Vorwurf, vor dem ich eigentlich geflohen war, noch immer da war und blieb dem Wohnzimmer, wo sich der Großvater mit den Eltern aufhielt, so lange fern wie möglich. Doch als ich auch schließlich beim Essen am Tisch saß, sprach der Großvater noch immer kein Wort zu mir.

Als dann aber der Abend kam und der Weihnachtsmann im Zimmer stand, ja als die Stunde der Bescherung da war, die ich bei meinem Großvater erleben sollte, jene Stunde, in der der Großvater nun bei uns, statt ich bei ihm weilte, trat mit einemmal eine Wendung ein, die alles Bisherige vergessen ließ. Unter dem Tannenbaum, ich traute kaum meinen Augen, lag das gleiche Tabakglas, das ich vor dem Hause meines Großvaters zerbrochen hatte. Wahrhaftig, es war das gleiche! Es war gleich groß, gleich geformt und zeigte die Farben des Regenbogens. Als hätten sich die Scherben wie durch ein Wunder wieder zusammengesetzt, so lag es da. Mein Großvater war beim Anblick dieses Glases ebenso erstaunt wie ich, und ich konnte keine Erklärung finden, bis ich erfuhr, daß es meinen Eltern geglückt sei, in einem Laden ein gleiches Tabakglas zu bekommen, wie es der Großvater gehabt hatte. „Ja, seht es euch nur an“, sagte der Vater. „Da liegt es wieder!“ Kurz darauf spürte ich, wie mich der Großvater mit beiden

Fortsetzung auf Seite 14



Heiliger Abend in der Christi-Geburts-Kirche in Bethlehem. Aus allen Ländern, aus allen Rassen, aus allen Konfessionen und Glaubensrichtungen des Christentums kommen an diesem Abend die Gläubigen am heiligsten Ort der Christenheit zusammen, um die Geburt des Erlösers zu begehen. In dieser Stunde feiern die Protestanten Weihnacht (Bild oben), bald darauf wird um Mitternacht die römisch-katholische Weihnachtsmesse zelebriert werden und die Griechisch-Orthodoxen feiern ihre Weihnacht vierzehn Tage später. Aber alle feiern in ein und derselben Kirche, die über der Stelle erbaut wurde, wo Christus zur Welt kam (Bild rechts). Im Jahre 330 wurde diese Kirche erbaut, später durch Feuer zerstört und von nachfolgenden Generationen wiederaufgerichtet. Wenn man auf dem Turm der Christi-Geburts-Kirche steht, sieht man weit über die Felder und Berghänge, von denen die Hirten kamen, um dem neugeborenen Heiland ihre einfachen Geschenke zu bringen. Hier an dieser Stelle hat also die Feldscheune gestanden, die einer jungen werdenden Mutter als Nachtlager dienen mußte. Hier an dieser Stelle hat eine Mutter ihr Kind zur Welt bringen müssen, den Erlöser...

Ein kleiner Junge betet an der Stelle, wo Christus geboren wurde. Diese eigentliche Geburtsstelle befindet sich unter der Kirche. Fünfzehn silberne Lampen brennen hier. Sie sollen das Zeichen dafür sein, daß alle christlichen Bekenntnisse letzten Endes doch an Einen glauben: Jesus Christus.



Das ist die Heiligste Nacht

Hier wurde Christus vor 2000 Jahren geboren



Sechzehn Stufen führen hinunter in die Krypta unter der Kirche. Ein Davidstern bezeichnet den genauen Ort, wo Christus geboren wurde. Eine Nonne kniet dort. Wie weit mag sie gereist sein, um hier zu beten? Vor fast 2000 Jahren knieten hier drei Könige aus dem Morgenland, um dem Kinde zu huldigen. ...



Das Jugendseminar in Genf

einen möglichst weiten Einblick zu geben. Internationales Rotes Kreuz, das Programm für technische Hilfe in unterentwickelten Ländern, die Wirtschaftskommission für Europa, die Weltmeteorologische Organisation und die Internationale Telegraphen-Union waren durch ihre Referenten als Vortragende verpflichtet und zu Diskussionen mit den Jugendfunktionären gern bereit. In jedem Falle wurden uns die Entwicklung und der Aufgabenbereich der einzelnen Programme nähergebracht.

Außerdem zeichnete Mister Szapiero als Leiter der Informationsabteilung bei den Vereinten Nationen noch für Betriebsbesichtigungen, Besuch des Konservatoriums, Empfang bei dem deutschen Generalkonsul in Genf und bei dem deutschen Gesandten in der Schweiz verantwortlich.

Das Jugendseminar war außerordentlich lehrreich und interessant. So erfuhren wir, daß z. B. das Internationale Arbeitsamt eine zwischenstaatliche Organisation ist, die seit dem 1. Mai 1901 arbeitet. Dieses Datum der Gründung mag symbolhaft für die Arbeit der ILO sein. Deutschland, das vor 1933 Mitglied war und im Zeitalter des Nazi-Regimes ausgeschlossen wurde, ist 1951 wieder voll gleichberechtigt aufgenommen worden.

Die ILO hat die Aufgabe, Übereinkommen auf sozialpolitischem Gebiete zu beschließen und den Mitgliedstaaten Vorschläge für sozialpolitische Gesetze zu unterbreiten. Die Regierungen der einzelnen Mitgliedstaaten haben die Verpflichtung, diese Vorschläge zu behandeln. Selbstverständlich ist den einzelnen Staaten die Annahme oder Ablehnung freigestellt. Über 100 solcher Vorschläge wurden in den 52 Jahren seit Bestehen dieses Amtes schon bearbeitet und angenommen, darunter der Achtstundentag, der Urlaub, der Arbeitsschutz, Kinderarbeit,

Mutterschutz usw. Die Vorarbeiten für solche Vorschläge werden in Industrie- oder Sozialausschüssen getätigt. Hier seien nur aufgeführt Schiffbau, Hoch- und Tiefbau, Eisen und Stahl, Seeschifffahrt, Soziale Sicherheit, Frauenarbeit, Angestellte, geistige Arbeiter usw.

Die nationalen Delegationen setzen sich aus zwei Vertretern der Regierungen, einem Vertreter der Arbeitgeber und einem Vertreter der Arbeit-

nehmer zusammen. Dabei kann die einzelne Regierung nicht von sich aus die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Vorschlag bringen.

In der Freizeit, die zur Verfügung stand, wurde, und das war erfreulich, das Gehörte in Arbeitsgemeinschaften verarbeitet, so daß hier die Gewißheit besteht, daß die Teilnehmer ihr Wissen weitertragen.

R. K.



Ein Diplomatenwagen der „Nations Unies“, der Vereinten Nationen, in Genf.

Fotos: Kohlberger



Das Internationale Arbeitsamt in Genf.

Auf Einladung des Europäischen Büros der Vereinten Nationen konnten 39 Kolleginnen und Kollegen an einem 14tägigen Jugendseminar in Genf teilnehmen.

Ein umfangreiches Programm erwartete die vom DGB und von den Gewerkschaften gemeldeten Teilnehmer. Man war bestrebt, dieser ersten größeren Delegation aus der Bundesrepublik

Sieht so ein Haus Gottes aus?

Mülheimer Pfarrgemeinde baute gegen alle Regeln der Tradition eine Kirche. Architekt Schwippert setzte ein Stahlzelt ins alte Gemäuer

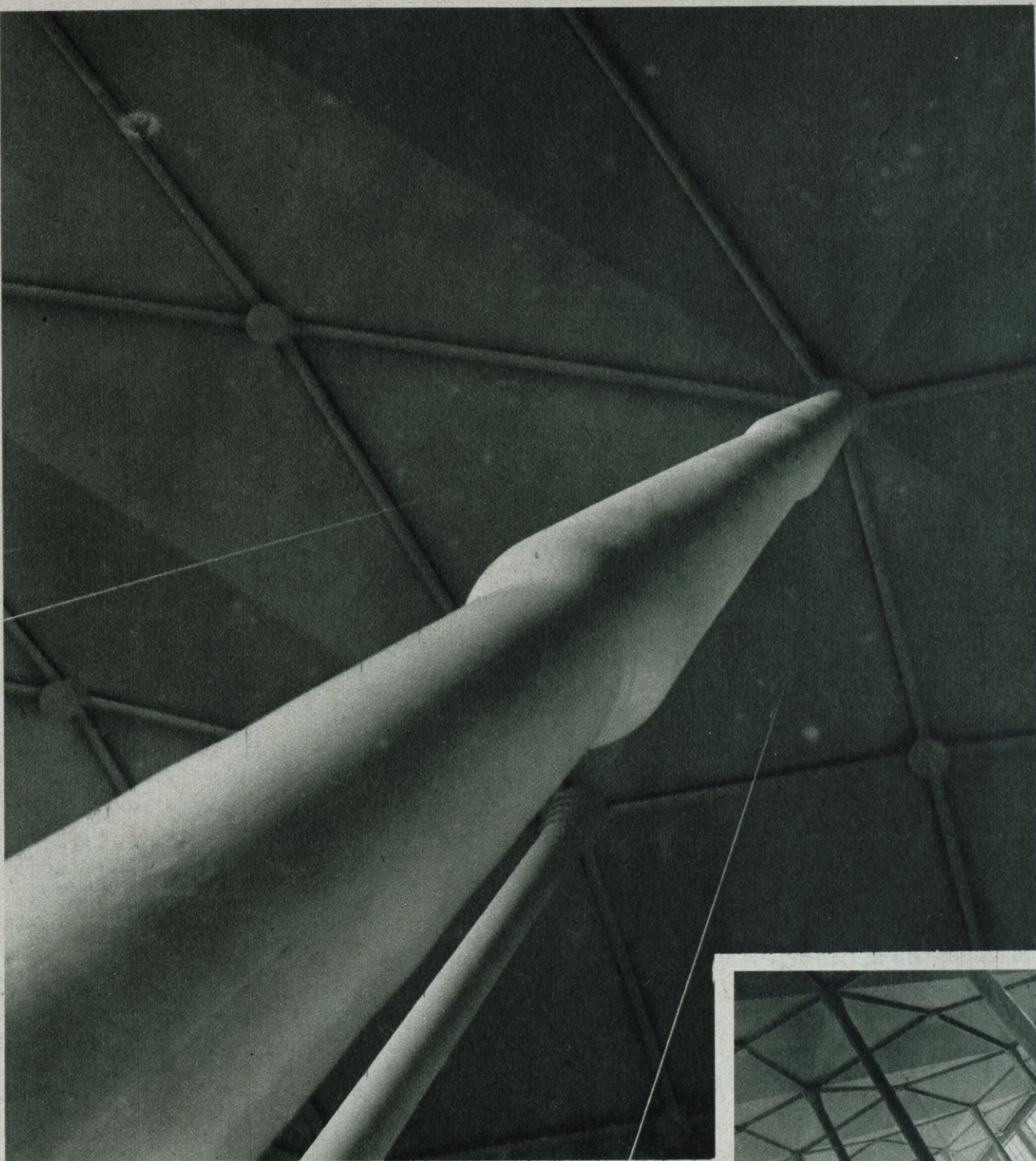


Fast unlösbar schien die Aufgabe, vor die Architekt Professor Hans Schwippert gestellt wurde. Die Ziegelsteinkirche St. Engelbert in Mülheim/Ruhr, Anfang dieses Jahrhunderts erbaut, im zweiten Weltkrieg von Bomben getroffen, sollte wiederaufgebaut werden. Schwippert, der auch das Bundeshaus in Bonn baute, zeichnet (links) den Grundriß der Kirche. Wie er seine Aufgabe löste, zeigen wir hier:



Überraschung war die erste Reaktion der Pfarrgemeinde von St. Engelbert, als das wiederaufgebaute Gotteshaus von Weihbischof Dr. Ferche eingeweiht wurde. Wo einstmals schwere Steinsäulen standen, streben jetzt schlanke Stahlrohre nach oben. Auch der Altar, der einstmals weit entfernt von den Gläubigen stand, befindet sich jetzt mitten unter ihnen. Die Pfarrgemeinde versammelt sich rings um ihn wie um einen heiligen Berg... Sie ist dem Altar ganz nahe...

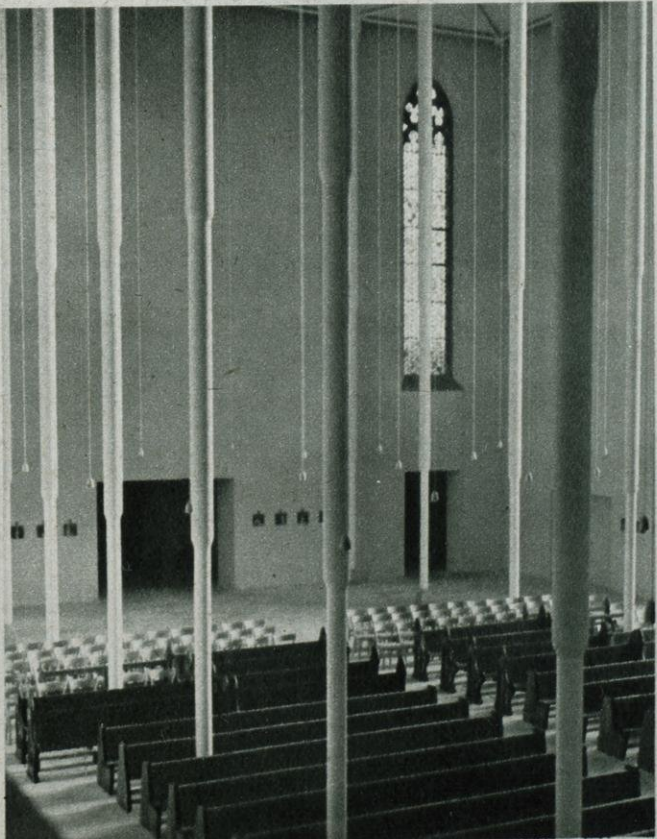
Es gehört Mut dazu, als Pfarrer Majen von St. Engelbert den modernen Architekten Schwippert beauftragte, aus der zerbombten Kirche ein modernes Bauwerk zu machen. Der Pfarrer sagte dem „Aufwärts“: „Wir haben darauf verzichtet, den gotischen Stil nachzuahmen. Statt der mächtigen Steinsäulen haben wir schlanke Stahlrohre aufgestellt. Man hat gesagt: „So etwas ist noch nie dagewesen.“ Diese Rohre, die Sie hier sehen“, meinte der Pfarrer, und er hob seinen Kopf (Bild rechts), „wurden im »Rheinischen Röhrenwerk« gemacht, das zu meiner Pfarre gehört. Und auch die Arbeiter dieses Werkes sind zumeist Kinder meiner Gemeinde.“



„Rohre, die sonst tief in der Erde liegen, tragen jetzt die Decke und das Kirchendach“, sagte der Pfarrer. „Und die Arbeiter, die täglich im Röhrenwerk ihren Schweiß daran setzen, sind stolz darauf, daß ihrer Hände Werk in der Kirche steht.“ Architekt Schwippert sagt dazu: „Man soll dem Arbeiter von heute nicht immer einreden, seiner Hände Werk sei häßlich; sein unverbildetes Auge hat längst die Schönheit des Stahls entdeckt.“ Und dieser Stahl, von dem hier die Rede ist, bestimmt das Bild des neu aufgebauten Gotteshauses. Ein Wald von Rohren trägt die Decke wie ein Zelt (Bild rechts). In der Heiligen Schrift findet man oft den Hinweis, daß die Kirche ein „Zelt Gottes“ sei. So führt die moderne Architektur auf den Ursprung und die Bedeutung des Gotteshauses zurück.



Dieses Bild (oben) zeigt die Außenmauern der Kirche St. Engelbert, die aus den Anfängen dieses Jahrhunderts stammen. Eine Bombe hatte im linken Seitenschiff ein großes Loch gerissen. Schwippert hat diese Stelle nicht neugotisch ausgefüllt. Sie soll als Narbe des Krieges für immer erhalten bleiben; den Menschen als Mahnung. Durch ein riesiges Rillenglasfenster fällt jetzt von dort die ungebrochene Lichtfülle in das Kirchenschiff. Von außen ist die plumpe Breite der Kirche noch sichtbar. Schwipperts Säulen haben sie innen himmelhoch gemacht (rechts Blick auf die Eingangspforte).

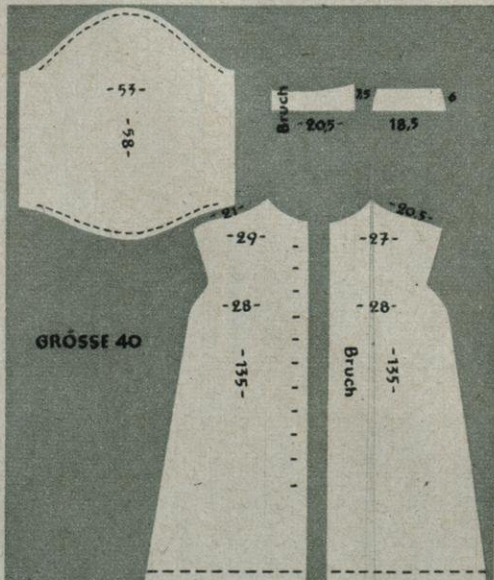


Die Jüngsten der Pfarrgemeinde, Lehrlinge der Rheinischen Röhrenwerke, montierten diese Altarleuchter in der Lehrlingswerkstatt... Sieht so ein Haus Gottes aus? Ja! Architekt, Pfarrer und Gemeinde in Mülheim haben ihm ein herrliches, modernes Haus gebaut. Fotos: Heinz Heide



Damit man nicht im Hemd dasteht

Wenn man zum Beispiel sonntags morgens die Zeitung aus dem Briefkasten holen möchte, aber noch gar keine Lust hat, sich sonntäglich anzuziehen, dann ist es gut, wenn man einen schönen Morgenrock hat. Ach ja, schön soll er sein, aber teuer darf er nicht sein. Was tun? Man nehme fünf Meter Morgenrocksteppstoff — gibt es überall für acht Mark — und das nebenstehende „Aufwärts“-Schnittmuster (für Größe 40), und schon sieht man aus wie Gerda auf unserem Bild. Die Ärmel sind übrigens nicht aus Steppstoff, man nimmt am besten Seide; sie fallen weit und sind am Handgelenk mit einem Bund gerafft. Waschen kann man den Steppstoff-Morgenmantel allerdings nicht, man muß ihn schon in die Reinigung geben. Dagegen läßt sich Ilse's Mantel gut waschen. Er ist aus Flanell und wird nicht geknöpft. Er wird auf der Brust mit einer Schleife geschlossen. Der Kragen hat eine Rüsche.



Frisch rasiert ist halb geboxt...

Gut rasiert in den Ring

Die Boxbehörde beschäftigt sich in den USA mit den durch den Fernsehfunk notwendig gewordenen Anforderungen, die an das Äußere eines Boxers zu stellen sind. Künftig soll jedem Boxer, der in einem durch Bildfunk übertragenen Kampf antritt, tadellose Sportkluft, sauberer Haarschnitt und frische Rasur zur Auflage gemacht werden. Was sollen da die Boxer tun, die eine empfindliche Gesichtshaut haben und, um Verletzungen zu vermeiden, unrasiert in den Ring gehen? Wie etwa Weltmeister Dempsey es tat und andere.

Aus dem Zwangskorsett des Trainings

Bob Matthias, der große Zehnkämpfer und zweimalige Olympiakämpfer, hat sich zurückgezogen. Wie alt war der große Veteran? 22 Jahre! Ja-wohl! Er hat geheiratet und wird sich jetzt dem Beruf und der Familie widmen. Es ist bedauerlich, daß die meisten Amerikaner, wenn sie die Hochschule verlassen, atch dem Sport Ade sagen. Aber vielleicht wird Bob Matthias zu seinem Privatvergnügen weitersporteln und hat nur aufgehört, für die großen Wettbewerbe im Zwangskorsett des eisernen Trainings zu bleiben.



Bluterguß hatte Hand im Spiel

In einem Bericht über die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften ist über die mißglückten Versuche einer jugendlichen Springerin, die Höhe von 1,54 Meter zu nehmen, folgendes zu lesen: „Ein Bluterguß im Knie, den sie sich vor einiger Zeit im Training zugezogen hatte und der noch nicht ganz abgezogen war, hatte seine Hand im Spiel.“

Wanderpreis aus Kohle

Der seltsamste Wanderpreis wird in jedem Jahr an den Deutschen Rollhockeymeister verliehen. Während die meisten Sporttrophäen, die als Wanderpreise ausgeschrieben sind, kunstvolle Arbeiten wie Schalen, Teller, Pokale aus Metalllegierungen sind, besteht der Wanderpreis des Deutschen Rollsportbundes aus — Kohle. Dies ist nun natürlich nicht so zu verstehen, daß dem jeweiligen Meister eine Fuhre Kohle vor das Vereinsheim gefahren wird, sondern die Kohle, aus der besagter Wanderpreis besteht, ist eine ganz besondere Kohle und daher nicht minder wertvoll. Es handelt sich um die sehr seltene Kendel-Kohle, die in Deutschland nur in einem Schacht, und zwar in Walsum bei Duisburg gefunden wird. Die RESG Walsum, die in diesem

Jahre wieder den deutschen Meistertitel errang, stiftete im Jahre 1947 diesen Wanderpreis aus Kendel-Kohle, die ihrer großen Seltenheit wegen nicht zu Brenn-, sondern ausschließlich zu Schnitzzwecken verwandt wird.



Das dürfte schwerfallen

Der britische Leichtathletikverband hat jetzt dem früheren Weltrekordmann Alfred Shrubbs wieder die Amateureigenschaft zuerkannt, die man ihm vor 47 Jahren nahm, nachdem man ihn wegen einer Kleinigkeit zum Berufssportler erklärt hatte. Shrubbs hatte im Jahre 1904 den Stundenweltrekord an sich gerissen, als er 738 m zurücklegte. Trotz des Gnadenerlasses wird er aber wohl kaum mehr dazu kommen, seinen persönlichen Rekord zu verbessern, denn Shrubbs ist heute 73 Jahre alt.

Fußballeif kam mit dem Fallschirm

In dem kleinen holländischen Städtchen Bovenkerk hatte der Fußballklub einen neuen Sportplatz errichtet und zur Stadionweihe zwei Luftwaffenmannschaften verpflichtet. Den Zuschauern wurde schon Wochen vorher für diese Eröffnung etwas ganz Originelles angekündigt. Als der große Tag herangekommen war, lief unter dem Jubel von ganz Bovenkerk eine Mannschaft ins Stadion ein. Wo aber blieb die zweite? — Noch ehe sich die Zuschauer überlegen konnten, kreuzte ein Flugzeug über dem Platz, und im Nu hingen am Himmel elf Fallschirme. Und an diesen wiederum elf Spieler, bereits im Dreß.



Biheln für die Ungarn

Jeder Spieler der ungarischen Fußballnationalmannschaft, die im Londoner Wembley-Stadion einen sensationellen 6:3-Sieg über England errang, brachte eine Bibel in ungarischer Sprache mit nach Budapest zurück. Die britische Bibelgesellschaft überreichte die Exemplare den Spielern kurz vor ihrem Abflug am Freitag auf dem Londoner Flugplatz.

Endstation Märchenwald

Rodewald verbrachte sein Leben hinter den Gittern eines Bankschalters. Manchmal träumte er sich fort in die Ferne, aber eine Reise wurde nie daraus. Das Schicksal sorgte mit seinen Kriegereignissen, Krankheiten und anderen Zwischenfällen genügend dafür, daß er nie frei kam.

Aber augenblicklich reist Rodewald doch. Abends, wenn die Buben schlafen. Er bastelt ihnen eine Eisenbahn. Eine Lokomotive, vier Wagen, Gleise, Signale mit roten und grünen Lichtern und ein kleines Bahnhofsgebäude mit dem Schild „Endstation Märchenwald“.

„Warum eigentlich Endstation?“ fragt die Frau hinter ihrem Strickstrumpf.

„Irgendwo muß doch einmal Endstation sein“, murmelt Rodewald mit einem fernen Lächeln und läßt die kleine Eisenbahn über den Schienenstrang laufen. — „Siehst du, Frau, nun sind wir da! Gleich hinter dem Bahnhof fängt der Wald an. Da liegen keine Gleise mehr, und von Schaltern und Sperren findest du dort nicht eine Spur. Das Betreten keiner Wiese ist verboten, kreuz und quer darfst du laufen, nirgend hält ein Stacheldraht dich auf. Du kannst tun und lassen, was du willst.“

„Da würde ich den ganzen Tag Pilze und Waldbeeren suchen!“ ruft sie und läßt den Strickstrumpf sinken

„Und die Bengel würden braun und gesund wie die Indianer! In den höchsten Bäumen dürften sie herunklettern, und in den vollsten Nußhecken dürften sie sich satt essen!“

„Denkst du dir!“ lacht sie. „Ebenso schnell wäre dann auch der Waldhüter da!“

„Oho!“ ruft Rodewald. „Der käme uns gerade recht! Wir würden ihm seine Stiefel ausziehen und seinen Stock wegnehmen! Und was wäre wohl ein Waldhüter ohne Stiefel und Stock? Genau so ein Wesen wie wir, Frau!“

Sie seufzt hörbar und beginnt wieder zu stricken: „Du verläufst dich wieder mal gründlich, Rodewald!“

Er schweigt. Er weiß es wohl, daß all seine Endstationen nur Träume waren — hier und dort hinter den Gittern seines Bankschalters.

Aber trotzdem bemalt er die Räder der Lokomotive mit der himmelblausten Farbe, die er hat.

Georg Büsing

Das unheimliche Tabakglas

Fortsetzung von Seite 10

Armen ergriff und mich hochhob. „Das hättest du auch nicht geglaubt“, meinte er, „daß dieses Glas unter dem Weihnachtsbaum liegt!“ Er lächelte, und so fing auch ich wieder zu lächeln an. Während er mich noch immer hochhielt, griff ich nach dem Glas und hielt es vor den Augen gegen das Licht. „Nun laß es aber nicht wieder fallen“, sagte mein Großvater, „ein drittes Mal bekommen wir das gleiche Glas nicht mehr.“ Nein, ich ließ es nicht fallen, ich bewunderte nur die bunten Farben, wie ich es öfters auf dem Wege zum Krämer getan hatte. Gleich schön standen sie vor mir, und der leuchtende Bogen hatte sich wieder aufgetan.

So aber endete diese Geschichte vom zerbrochenen Glas mit einem überaus fröhlichen Weihnachtsabend, mit einem Abend des Friedens und des Glückes, den ich nie vergessen werde. Es war gerade deshalb so schön, weil alles Unheil vorüber und im Grunde doch nichts zerbrochen war als eben jenes Tabakglas, das durch ein anderes ersetzt werden konnte. Heute freilich, wenn ich an das zerbrochene Glas zurückdenke, scheint es mir, als hätte sich mir das Leben schon damals in den verschiedensten Farben gezeigt, um sich dann doch wieder zum Strahl des Lichtes zu einigen.

„Der Zug war pünktlich“, hieß Heinrich Bölls erstes Buch. Es erschien 1949. Es erzählte die Geschichte eines jungen Soldaten in Rußland, so wie sie in Wirklichkeit hätte passiert sein können. Das Buch erregte damals Aufsehen, denn es war keine „Hurra“-Literatur. Seitdem veröffentlichte Heinrich Böll sechs Bücher. Einige davon wurden in die englische und französische Sprache übersetzt. Sie sind Zeugnisse für das Schaffen einer neuen Schriftsteller-Generation. Auf dieser Seite bringen wir eine Geschichte aus Heinrich Bölls Buch: „Wanderer kommst Du nach Spa.“

Mein teures Bein

Sie haben mir jetzt eine Chance gegeben. Sie haben mir eine Karte geschrieben, ich soll zum Amt kommen, und ich bin zum Amt gegangen. Auf dem Amt waren sie sehr nett. Sie nahmen meine Karteikarte und sagten: „Hm.“ Ich sagte auch: „Hm.“ „Welches Bein?“ fragte der Beamte. „Rechts.“ „Ganz?“ „Ganz.“ „Hm“, machte er wieder. Dann durchsuchte er verschiedene Zettel. Ich durfte mich setzen. Endlich fand der Mann einen Zettel, der ihm der richtige zu sein schien. Er sagte: „Ich denke,

hier ist etwas für Sie. Eine nette Sache. Sie können dabei sitzen. Schuhputzer in einer Bedürfnisanstalt auf dem Platz der Republik. Wie wäre das?“

„Ich kann nicht Schuhe putzen, ich bin schon immer aufgefallen wegen schlechten Schuhputzens.“

„Das können Sie lernen“, sagte er. „Man kann alles lernen. Ein Deutscher kann alles. Sie können, wenn Sie wollen, einen kostenlosen Kursus mitmachen.“

„Hm“, machte ich.

„Also gut?“

„Nein“, sagte ich, „ich will nicht. Ich will eine höhere Rente haben.“

„Sie sind verrückt“, erwiderte er sehr freundlich und milde.

„Ich bin nicht verrückt. Kein Mensch kann mir mein Bein ersetzen. Ich darf nicht einmal mehr Zigaretten verkaufen, sie machen jetzt schon Schwierigkeiten.“

Der Mann lehnte sich weit in seinem Stuhl zurück und schöpfte eine Menge Atem. „Mein lieber Freund“, legte er los, „Ihr Bein ist ein verflucht teures Bein. Ich sehe, daß Sie neunundzwanzig Jahre alt sind, von Herzen gesund, überhaupt völlig gesund, bis auf das Bein. Sie werden siebzig Jahre alt. Rechnen Sie sich bitte aus, monatlich siebzig Mark, zwölfmal im Jahr, also einundvierzig mal zwölf mal siebzig. Rechnen Sie das bitte aus ohne die Zinsen, und denken Sie doch nicht, daß Ihr Bein das einzige Bein ist. Sie sind auch nicht der einzige, der wahrscheinlich lange leben wird. Und dann

Rente erhöhen? Entschuldigen Sie, aber Sie sind verrückt!“

„Mein Herr“, sagte ich, lehnte mich nun gleichfalls zurück und schöpfte eine Menge Atem, „ich denke, daß Sie mein Bein stark unterschätzen. Mein Bein ist viel teurer, es ist ein sehr teures Bein. Ich bin nämlich nicht nur von Herzen, sondern leider auch im Kopf völlig gesund. Passen Sie mal auf.“

„Meine Zeit ist sehr kurz.“

„Passen Sie auf!“ sagte ich. „Mein Bein hat nämlich einer Menge von Leuten das Leben gerettet, die heute eine nette Rente beziehen. Die Sache war damals so: Ich lag ganz allein irgendwo vorn und sollte aufpassen, wann sie kämen, damit die anderen zur richtigen Zeit stiftengehen konnten. Die Stäbe waren hinten am Packen und wollten nicht zu früh, aber auch nicht zu spät stiftengehen. Erst waren wir zwei, aber den anderen haben sie totgeschossen, der kostet Sie nichts mehr. Er war zwar verheiratet, aber seine Frau ist gesund und kann arbeiten. Sie brauchen keine Angst zu haben. Der war also furchtbar billig. Er war erst vier Wochen Soldat und hat nichts gekostet als eine Postkarte und ein bißchen Kommißbrot. Das war ein braver Soldat, der hat sich wenigstens richtig erschießen lassen. Nun lag ich aber da allein und hatte Angst, und es war kalt, und ich wollte auch stiftengehen, ja, ich wollte gerade stiftengehen, da...“

„Meine Zeit ist sehr kurz“, sagte der Mann und fing an, nach seinem Bleistift zu suchen.

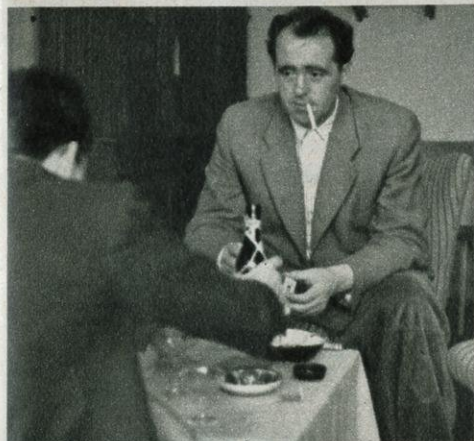
„Nein, hören Sie zu“, sagte ich, „jetzt wird es erst interessant. Gerade als ich stiftengehen

wollte, kam die Sache mit dem Bein. Und weil ich ja doch liegenbleiben mußte, dachte ich, jetzt kannst du's auch durchgeben, und ich hab's durchgegeben. Und sie hauten alle ab, schön der Reihe nach, erst die Division, dann das Regiment, dann das Bataillon und so weiter, immer hübsch der Reihe nach. Eine dumme Geschichte, sie vergaßen nämlich mich mitzunehmen, verstehen Sie? Sie hatten's so eilig. Wirklich eine dumme Geschichte. Denn hätte ich das Bein nicht verloren, wären sie alle tot, der General, der Oberst, der Major, immer schön der Reihe nach. Und Sie brauchten ihnen keine Rente zu zahlen. Nun rechnen Sie mal aus, was mein Bein kostet. Der General ist zweiundfünfzig, der Oberst achtundvierzig und der Major fünfzig, alle kerngesund, von Herzen und im Kopf, und sie werden bei ihrer militärischen Lebensweise mindestens achtzig wie Hindenburg. Bitte rechnen Sie jetzt aus: einhundertsechzig mal zwölf mal dreißig, sagen wir ruhig durchschnittlich dreißig, nicht wahr, mein Bein ist ein wahnsinnig teures Bein geworden, eines der teuersten Beine, die ich mir denken kann, verstehen Sie?“

„Sie sind doch verrückt“, sagte der Mann.

„Nein“, erwiderte ich, „ich bin nicht verrückt. Leider bin ich von Herzen ebenso gesund wie im Kopf, und es ist ja schade, daß ich nicht auch zwei Minuten vorher, bevor das mit dem Bein kam, totgeschossen wurde. Wir hätten viel Geld gespart.“

„Nehmen Sie die Stelle an?“ fragte der Mann. „Nein“, sagte ich und ging.



Fotos: Heinz Held

Schriftsteller von heute sind keine verträumten Romantiker mehr. Sie leben mitten unter uns, in unserem Alltag. Kurz vor Weihnachten besuchte „Aufwärts“ den meistdiskutierten Autor Deutschlands, Heinrich Böll, Verfasser vieler „Aufwärts“-Kurzgeschichten (Bild oben). Unser Foto (unten) zeigt ihn im Gespräch mit unserem Mitarbeiter. (Böll trägt nie eine Krawatte.)



Heinrich Böll

schreibt so, wie wir sprechen. Er ist der erfolgreichste deutsche Schriftsteller der jungen Generation.

Das Leben eines Schriftstellers spielt sich auch hinter der Kaffeekanne ab; das heißt: in der Familie. Er muß sorgen, daß Frau und Kinder leben können. Wenn man Böll fragt, ob er ein Dichter sei, antwortet er: „Das weiß ich nicht, ich schreibe.“ Er liebt keine großen Worte.



Und sagte kein einziges Wort heißt Heinrich Bölls letztes Buch. Es erzählt die Geschichte einer Familie. Die drei Söhne René (5), Vinzenz (3) und Reimund (6), wissen noch nichts von Literatur. Frau Anne-Marie lacht über Reimunds Rotznase, die Vater Heinrich putzt.

Leser schreiben an den Aufwärts

Kopf abhacken

Ich finde es nicht anständig und für eine ordentliche Zeitung untragbar, daß man dem Herrn Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer einfach mir nichts, dir nichts den Kopf abhackt und irgendwo an den Rand einer Zeitungsspalte stellt. Dieser Mann hat doch wahrlich in jeder Zeitung einen Ehrenplatz verdient. Bedenken Sie immer, daß eine Zeitung auch — besonders eine Jugendzeitung — eine erzieherische Aufgabe hat. Schließlich ist der Herr Bundeskanzler doch unser Staatsoberhaupt.
A. Monke, Kassel

Red.: Staatspräsident ist der Herr Bundespräsident Professor Theodor Heuss.

Noch viel schlimmer

Durch einen Zufall bekomme ich Ihre Zeitschrift in die Hände, wo die Reportage über das „Haus der Jugend“ in Krefeld drin steht. Ich wohne in der Nachbarschaft und kann nur sagen: Es war noch viel schlimmer. Ich kann nur nicht verstehen, wie Ihr Reporter zu dem Schluß kommen kann, „schafft dennoch Offene Türen“. Das wäre heller Wahnsinn. Ich habe dem Herrn doch damals gesagt, als der hier von Tür zu Tür ging und sich erkundigte, was hier los war. Wieso will er jetzt noch mehr solcher Häuser haben? Für so dumm habe ich ihn damals wirklich nicht gehalten.
K. F., Krefeld

Vollkommen einig

Ich kenne die Vorgänge „Haus der Jugend in Krefeld“ ganz genau und habe auch die Presse in dieser Sache genau verfolgt. So kann ich Dir zu Deinem Bericht „Die Offene Tür ist geschlossen“ in Nr. 23 nur gratulieren. Auch in der Schlußfolgerung „Schafft Offene Türen“ gehe ich vollkommen mit Dir einig. Aber da wird wohl nichts draus werden.
Ferdinand R., Krefeld

Funktionärkörper

Wenn auch diese „Offenen Türen“ eine problematische Sache sind, so kann ich doch in einem Punkt mit den Ausführungen von Rudolf Herbig im Aufwärts Nr. 24 nicht einig gehen. Herbig befürchtet, daß bei der Einrichtung solcher Häuser durch die Behörden eine Bürokratisierung der Jugendarbeit eintreten könnte. Leider ist eine solche Bürokratisierung längst eingetreten. Daran sind aber nicht die Behörden schuld, sondern unsere Jugendverbände, denn nicht die Behörden haben die riesigen Zentralen, Führer- und Funktionärkörper der Jugendorganisationen aufgebaut, sondern die Verbände selber. Und das nur durch hohe Zuschüsse aus der Staatskasse. Sie sollten, lieber Herr Herbig, nicht so viel von freier Jugendarbeit reden. Die gibt es doch längst nicht mehr. Das wissen Sie so gut wie alle anderen. In der alten Jugendbewegung wäre das jedenfalls nicht möglich gewesen.
Hans Georg M., Köln

Asphalt-Presse

Seit wann begehrt Ihr Euch auf das Niveau der Asphalt-Presse? Der Bericht über die „Offene Tür“ in Krefeld ist jedenfalls unter aller Kritik, obendrein noch von der Sensationspresse abgeschrieben. Mit solchen Machenschaften erwerbt Ihr Euch keine Freunde.
Kurt B., Krefeld

Von wegen abgeschrieben: Wo haben wir dann unsere Fotos her? Die Red.

Montblanc

In Deiner Ausgabe vom 26. 11. 1953 (Nr. 24) hast Du in dem Artikel „Heidi auf dem Matterhorn“ berichtet, daß das Matterhorn der höchste Berg Europas sei. Der höchste Berg ist aber der Montblanc mit 4807 Meter. Schau Dir also die Alpen künftig etwas besser an.
Emil N., Dudenhofen (Pfalz)

Red.: Nicht wir haben das berichtet, sondern Heidi. Aber Leser Emil N. hat recht; die Redaktion hätte sich die Alpen besser ansehen sollen, um den Fehler Heidis zu korrigieren. Wir haben geschlafen.

In Japan gelesen

Eure Zeitung gefällt mir sonst sehr gut, und ich lese sie immer gern. Aber Ihr wollt doch Eure Leser nicht glauben machen, daß der „Aufwärts“ auch in Japan gelesen wird? Ich meine damit Euern „japanischen Leserbrief“ in Nr. 24. Ganz so dumm sind wir doch nicht.
Felix Paulus, Oberoberndorf-Br.

Red.: Du kannst dem Mann in Japan ja mal schreiben. Beim Ortsnamen ist uns allerdings ein Druckfehler untergelaufen. Statt Kamarura muß es Kamakura heißen.

Gedenkstein für Scheer

„In einigen Jahren wird sie völlig vergessen sein.“ So schreibt der „Aufwärts“ in Nr. 23 zur „Scheer“. Wißt ihr nicht, daß hier ein Zeuge deutschen Geistes und deutscher Wertarbeit begraben liegt? Man müßte wirklich dem alten Panzerkreuzer „Admiral Scheer“ eine Gedenktafel setzen. Er war ein Wunderwerk der Technik.
Kurt Br., Kiel

Inzwischen Opa

Ihre geschätzte Reportage in Nr. 24 Ihrer Zeitschrift „Wie sie heute leben“ habe ich mit Interesse gelesen. Ja es ist manchem anders heute, als es früher war. Aber in einem gehe ich nicht mit Ihnen einig. Unter dem Bild unten links steht, als der junge Mann die Briketts aus dem Keller holt: Ob Opa das auch getan hätte? Ich bin schon 33 Jahre verheiratet und inzwischen auch Opa, obwohl ich mich noch nicht als Opa fühle, aber die Briketts habe ich immer aus dem Keller geholt. Das wollte ich Ihnen nur schreiben.
Ludwig H. Emmerich

Die Zeitung heiraten

Na, da hast Du Dir aber bei dem Artikel „Wie sie heute leben“ in Nr. 24 ein ganz ideales Ehepaar herausgesucht. Ich bin 21 alt und schon zwei Jahre verheiratet, gehöre also auch zu den jungen Eheleuten. Mein Alter holt längst keine Kohlen mehr. Das hat er nur die ersten 14 Tage getan. Und wenn er die Zeitung hat, dann ist für mich Pause. Ich sage ihm immer, er hätte doch die Zeitung heiraten können. Dahinter verkriecht er sich nämlich, wenn er nicht gerade zur Arbeit ist. Die Wirklichkeit sieht doch immer etwas anders aus als die Berichte in den Zeitungen.
Gisela St., Berlin-Tempelhof

Ich habe es nicht nötig

Zu Deinem Artikel „Wie sie heute leben“ in Nr. 24 kann ich nur sagen: Das ist doch gar nicht nötig. Das war vielleicht 1948 nötig, aber nicht heute. Schließlich kann man doch heute anschaffen und vorsorgen und braucht sich nicht Hals über Kopf in die Ehe zu stürzen. Ich bin noch nicht verheiratet und habe auch noch keinen Bräutigam oder Freund, aber ein Dutzend Betttücher und die Plümoths dazu und alle Handtücher habe ich schon; auch ein Küchenbüfett. Ich habe es nicht nötig, eine Ladentheke aufzustellen. Aber wenn die beiden in dem Artikel noch Kuchen essen gehen, dann kommen sie auch zu nichts.
Marieluise Werfel, Bundeshauptstadt Bonn

Übernatürliche Gemeinschaft

Es ist gut, daß Du das mit den Verkehrsunfällen einmal aufgreifst („Du kannst der Nächste sein“ in Nr. 24). Ich habe vor vier Wochen auch so etwas erlebt. Der Mann war zwar lange nicht so verletzt wie der Mann in Deiner Reportage. Aber ich finde es nicht richtig, daß man die Leute so daliegenläßt. Hoffentlich haben die zuständigen Stellen auch Deinen Bericht gelesen und reagieren entsprechend.
Heinz H., Frankfurt-Höchst

Ist gestorben

Was Sie da in Nr. 24 von den Verkehrsunfällen schreiben, das stimmt aber nicht. Vor einem halben Jahr ging ich am Rhein spazieren und sah folgendes: Von der Mülheimer Brücke kam ein Lastwagen... (Es folgt eine lange Beschreibung, wie sich das betrug. Unglück zugefallen hat. Die Red.) Der Motorradfahrer wurde dann sofort von Passanten auf den Rasen an der Jugendherberge gebettet und nach längstens drei Minuten war der Rettungswagen da. Der Mann ist zwar auf dem Weg zum Krankenhaus gestorben, aber da war wohl nichts mehr zu retten. Jedenfalls stimmt das, was Sie da geschrieben haben, nicht immer. Bei uns in Köln arbeiten die betreffenden Organe wirklich vorbildlich.
Walter Field, Köln-Riehl

Ich finde es nicht richtig

Es ist traurig genug, daß heute so viele junge Ehefrauen arbeiten gehen, anstatt sich ihren hausfraulichen und mütterlichen Pflichten zu widmen. Und nun machen Sie in Ihrer Jugendzeitschrift auch noch Propaganda für so etwas. Das beweist nur, daß Sie das Wesen der Ehe als übernatürliche Gemeinschaft noch nicht begriffen haben.
Frau von Alpen, z. Zt. Freiburg-Günterstal

Mädel-Seiten

Nachdem Du eine Zeitlang immer nette Mädel-Seiten gebracht hast, sind wir nun wieder völlig ins Hintertreffen geraten. Hast Du uns ganz vergessen? Denk mal an uns und bringe auch wieder mal was für uns Mädel!
Ursula Hayn, Speyer

In London ist es anders

In Ihrer Nummer 20 auf Seite 3 bringen Sie einen bebilderten Bericht, in dem gesagt wird, wie gefährlich es für Jugendliche ist, wenn sie an den Glücksspielautomaten spielen. Ich habe hier in London ganz andere Dinge ge-



sehen. Englische Dreikäsehochs sehen sich mit sichtlichem Vergnügen an öffentlichen Kurzfilmautomaten Streifen wie „Adam und Eva“ (Oh, wie sie einander lieben) an. Und niemand verwehrt ihnen das.
Friedel Hitze, zurzeit London, South Kensington



WER SUCHT MIT UNS DIE WEIHNACHTSMÄNNER?

Wie wir aus einer westdeutschen Zeitung erfahren, haben einige Städte des Ruhrgebiets drakonische Entscheidungen gefällt, um den Weihnachtsfrieden der Geschäftsstraßen zu erhalten. So hat beispielsweise Essen die „Weihnachtsmänner“ aus den Straßen verbannt. Essen hat die Lautsprecher, die den Käufern fromme Lieder in die Ohren dröhnten, zum Schweigen gebracht und die Lichtornamentik von Schwulst freigehalten. Alles zu seiner Zeit. Sicherlich wird das Vorgehen der Stadt Essen Widerspruch wecken. Es könnte aber auch beispielgebend wirken. Auf jeden Fall sind die Essener Maßnahmen im Sinne derer, die es bedauern, wie mehr und mehr die echte Symbolik des Weihnachtsfestes von dem geschäftsmäßigen „Weihnachtsmann“ verdrängt wird. Auf unserem Bild sehen wir aber eine Stadt, die nicht so konsequent wie Essen denkt. Wir fordern deshalb unsere Leser auf:

1. die lebenden Weihnachtsmänner zu zählen,
2. die toten Weihnachtsmänner (aus Schokolade, Holz und Pappe) zu zählen,
3. einen Weihnachtsmann ohne Bart zu suchen,
4. den Bart zu suchen,
5. zu kombinieren, wieso der Bart dahin kommt, wo er jetzt ist.

Wer die richtigen Lösungen auf eine Postkarte schreibt und an den „Aufwärts“ schickt, kann eines der fünfzehn Bücher gewinnen, die wir hier bereithalten. Treffen mehr als fünfzehn richtige Lösungen ein, entscheidet das Los.
Einsendeschluß: 31. Dezember 1953.